1,70 DM / Band 420
Schweiz Fr 1,80 / Österr. S 13,-

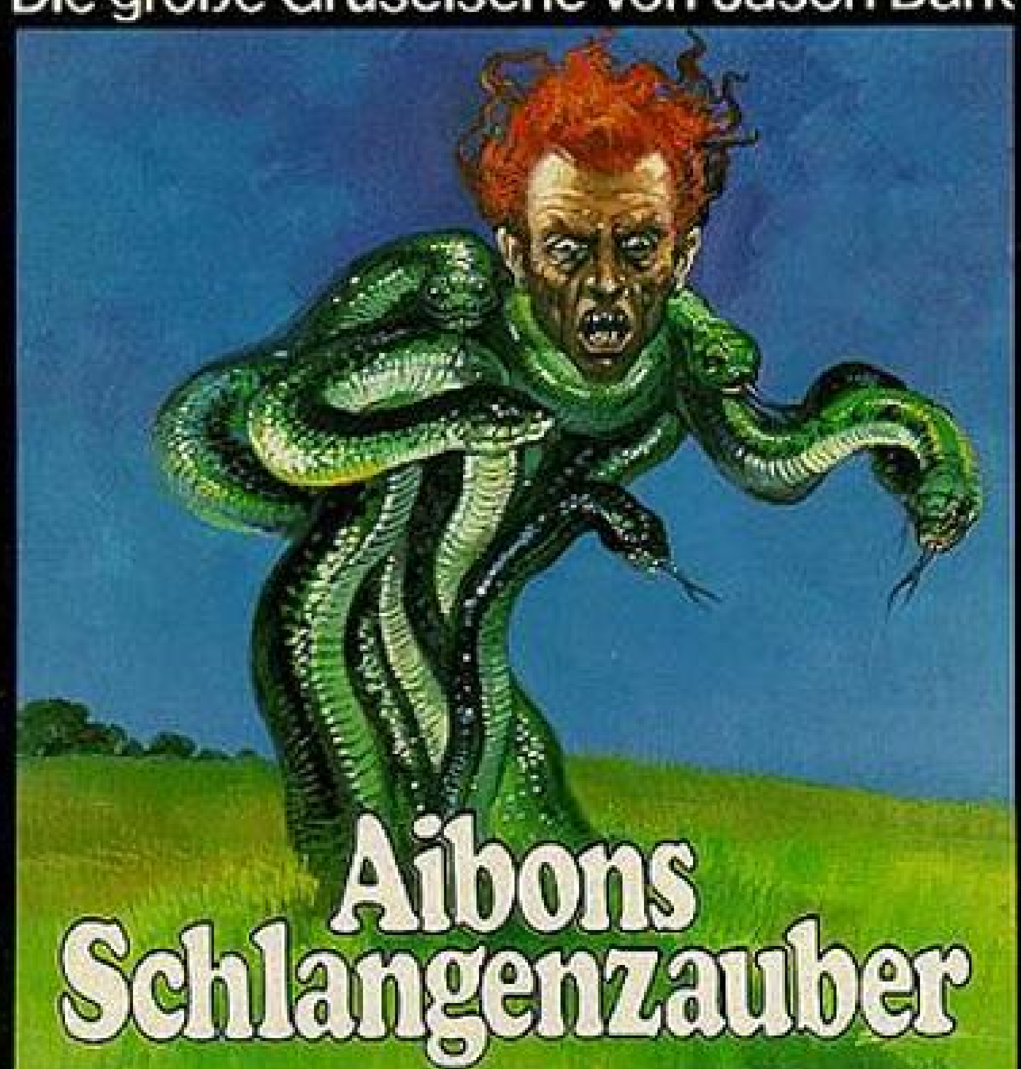
NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Frankreich F 5,50 / Italien L 1900 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 115 (inc. IVA)



Aibons Schlangenzauber

John Sinclair Nr. 420

von Jason Dark

erschienen am 22.07.1986

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Aibons Schlangenzauber

Pernell Hendricks hämmerte die Wagentür ins Schloß. Das Geräusch klang laut wie ein Schuß, und der Mann erschrak selbst darüber. Seine Frau Helma öffnete das Küchenfenster.

»Bist du es, Pernell?«

»Wer sonst?«

»So früh habe ich dich nicht erwartet.«

»Das Geschäft lief eben gut.«

Bei der nächsten Bemerkung schwang in Helmas Stimme leichte Panik mit. Sie wollte immer so perfekt sein, eine Superhausfrau.

»Ich habe aber das Essen noch nicht fertig. Du hast mich mit deinem frühen Kommen völlig durcheinandergebracht.«

»Das macht nichts, Liebling, ich esse eben später. Verhungern werde ich schon nicht.«

»Gut, Pern, klar. Bleibst du…?«

»Ich sehe mich hier noch mal ein wenig um. Vielleicht gehe ich in den Garten. Wo steckt eigentlich Eileen?«

»Sie wollte zum Wald.«

»Und das hast du ihr nicht verboten?«

Helma, die Frau mit den streng zurückgekämmten rostroten Haaren, schüttelte den Kopf. »Nein, ich habe sie nur gewarnt, nicht zu lange wegzubleiben. Du weißt schon, was ich meine, Pern.«

»Klar.« Hendricks hob die Hand und wandte sich ab. Helma war eine ungewöhnliche Frau. Leider nicht im Positiven, wie er immer dachte. Sie hatte sich zu einer Perfektionistin entwickelt. Dabei legte sie kaum Wert auf ihr Äußeres, kaufte sich nur sehr selten ein neues Kleid, dafür putzte sie wie der Teufel.

Ihr Mann, als Reisender viel unterwegs, hatte sich daran gewöhnt. Er sah immer zu, daß er auf seinen Reisen auch die für ihn schönen Seiten des Lebens mitbekam. Davon durfte seine Frau natürlich nichts wissen und besonders seine Tochter Eileen nicht, an der er sehr hing. Er behauptete sogar, daß nur die Zehnjährige ihre Ehe zusammenhielt.

Die Hendricks wohnten in dem letzten Reihenhaus einerneuen Siedlung. Eine Fußlänge hinter dem Zaun begann bereits das Feld.

Jetzt, im Januar, sah es grau aus. Der schmale Pfad, der das Gelände durchschnitt, wirkte wie ein langer brauner Streifen.

Am gegenüberliegenden Rand des Ackers begann der Wald. Die Kinder der Siedlung liefen oft hinüber und spielten dort. Es war ein idealer Platz.

Pernell Hendricks blieb vor dem kleinen Gartentor an der Rückseite stehen. Er hatte seine Hände in die Manteltaschen geschoben, blickte über das Feld und hielt sein Gesicht gegen den Wind. Es gefiel ihm nicht, daß sich Eileen allein im Wald aufhielt. Zwar kannte sie sich dort aus, hatte vielen Bäumen sogar Namen gegeben, da sie sehr naturverbunden war, aber Wälder zogen immer wieder lichtscheue Gestalten an. In der letzten Zeit waren einige Typen gesehen worden, die den Bewohnern der Häuser gar nicht gefielen. Manche dieser Punks hatten sich auch als Musiker bezeichnet. Ob das allerdings stimmte, wollte Hendricks dahingestellt sein lassen.

Da Helma mit dem Essen noch nicht fertig war, beschloß der Mann, seine Tochter zu suchen. Er wußte, daß sich die Kinder im Wald eine Baumhöhle gebaut hatten. Vielleicht steckte sie dort.

Der Boden war weich. Es hatte in den letzten Tagen viel geregnet, manchmal auch geschneit, aber eigentlich war es zu warm für die Jahreszeit. Der schmale Weg war von achsentiefen Löchern aufgerissen, in denen sich das Regenwasser gesammelt hatte. Wenn der Wind über die Oberfläche fuhr, kräuselte er es zu Wellen.

Hendricks sprang über die Pfützen hinweg. Rechts und links lag graubraun das Feld. Vor ihm stand der winterliche Wald. Bäume ohne

Blätter.

Der Wind fuhr gegen die Äste und Zweige. Er bewegte sie, aber noch stärker bewegte sich das zehnjährige Mädchen, das plötzlich am Waldrand erschien, seinen Vater sah und ihm zuwinkte.

Hendricks winkte zurück. Ihm war plötzlich ein Stein vom Herzen gefallen. Der Mann blieb stehen und atmete die frische Luft ein. Auch seine Tochter freute sich. Sie winkte während des Laufens mit beiden Armen, und Hendricks hörte, daß sie nach ihm rief. »Dad, Dad!«

»Soll ich zu dir kommen, Eileen?«

»Nein, ich komme. Ich muß dir etwas sagen.«

»Darauf freue ich mich schon.« Der Vater bückte sich und streckte seine Arme aus. Er wollte die Tochter so rasch wie möglich an sich reißen. Auf der Fahrt hatte er sich nach Eileen gesehnt. Dieses Mädchen mit den rotblonden Haaren und den wirbelnden Zöpfen war für ihn der Sonnenschein des Lebens.

Eileen trug einen gelben Anorak. Die braune Jeans war verschmutzt, unter den Sohlen der Stiefel spritzte Pfützenwasser in die Höhe, vermischt mit dünnem Schlamm.

Dann war sie bei ihm.

Die Zehnjährige fegte in die Arme ihres Vaters, der sich hochstellte und sie herumwirbelte. Eileen schrie vor Freude. Ihr machte es Spaß, in den Armen des Vaters zu liegen und dieses herrliche Gefühl zu erleben.

Nach der fünften Drehung und einem leichten Schwindel, den er selbst spürte, ließ er das Mädchen wieder zu Boden sinken. »Noch ein paarmal, und ich wäre zu Boden gegangen«, erklärte er.

»Dad, du bist doch noch jung.«

»Ja, aber nicht jung genug.« Er nahm ihre Hand. Beide waren sie etwas außer Atem geraten. »Na, Tochter, wie war es im Wald?«

»Im Sommer ist es schöner.«

»Das glaube ich dir gern. Deshalb werden wir jetzt ins Haus gehen, wo Mum das Essen bestimmt fertig hat.«

»Nein, Dad, nein.« Eileen wollte ihren Vater zurückziehen. »Ich will noch nicht nach Hause.«

»Wohin denn?«

»Noch einmal in den Wald.«

Hendricks schüttelte den Kopf. »Aber du kommst doch von dort. Was willst du denn…?«

»Ich möchte dir etwas zeigen, Dad. Ich habe dort etwas entdeckt. Das… das mußt du dir ansehen.«

»Und was ist es?«

Eileen blickte ihrem Vater ins Gesicht. Der Ausdruck ihrer Augen war sehr ernst. Das Mädchen hatte grüne Pupillen. Jetzt kam es dem Mann vor, als hätte sich ein Schatten darüber gelegt. »Was möchtest du mir

zeigen, Eileen? Was?«

Sie faßte nach der Hand ihres Vaters und drückte sie kräftig. »Daddy, glaubst du mir auch?«

»Natürlich.«

»Ich erzähle auch wirklich keine Geschichten.«

»Das weiß ich doch. Bitte, Eileen, du mußt reden! Hab Vertrauen zu mir. Das hast du immer gehabt.«

Das Mädchen senkte seine Stimme. »Im Wald, Dad, da liegt… da liegt eine Tote …«

***

Pernell Hendricks gehörte zu den Menschen, die sich nicht ohne weiteres von irgendwelchen Reden erschüttern ließen. Er hörte den Satz, sah seiner Tochter ins bleiche Gesicht, blickte noch einmal direkt in ihre Augen und stellte fest, daß sie nicht gelogen hatte, obwohl Helma ihr den Satz nicht geglaubt hätte.

Sie behauptete immer, Eileen hätte eine zu große Phantasie. Das stimmte zwar. Sie war sehr mit Phantasie gesegnet und schrieb in der Schule die wildesten Aufsätze, dachte sich selbst Geschichten aus, aber in diesem Fall, da war der Mann sicher, log sie nicht.

Eine Tote bildete man sich nicht ein!

»Dad, du sagst nichts.«

Hendricks lächelte. Was sollte er dazu sagen? Er wußte es ja selbst nicht. Er wunderte sich im nachhinein nur darüber, wie gelassen seine Tochter ihm diese Nachricht überbracht hatte.

»Und du bist nicht erschreckt?« fragte er. »Wenn man eine Tote sieht, erschrickt man doch. Auch mir würde das so ergehen. Ich wundere mich, daß du…«

Sie nickte heftig und sprach fast wie eine Erwachsene. »Ja, Dad, du hast recht, aber da ist etwas mit der Leiche.«

Hendricks erschrak heftig: Er malte sich aus, daß die Tote schon länger im Wald gelegen hatte und möglicherweise verwest war.

Das wäre noch furchtbarer gewesen als alles andere. »Mit der Leiche soll etwas sein? Was denn?«

»Sie… sie sieht so anders aus.« Eileen verzog gequält das Gesicht. »Ich weiß auch nicht, wie ich dir das erklären soll. Die sieht aus, als wäre sie aus Glas.«

»Wie?«

»Ja, Dad, aus Glas. So durchsichtig. Ich habe so etwas noch nie gesehen.«

Pernell Hendricks lachte leise. »Aber ich, mein kleiner Liebling. Ich habe das schon gesehen.«

»Wie und wo?«

»Die angebliche Leiche, die du gesehen hast, ist gar keine. Ich kann

mir vorstellen, daß es sich bei diesem Gegenstand um eine Puppe gehandelt hat. Ja, Eileen, du hast eine Puppe gesehen. Irgend jemand hat eine Puppe in den Wald gelegt.« Er hob die Schultern.

»Vielleicht eine Schaufensterpuppe, was weiß ich?«

»Daran glaube ich nicht.«

»Wieso nicht?«

»Die sah aus, als hätte sie einmal richtig gelebt.« Eileen nickte sehr ernst. »Ich möchte dich bitten, Dad, daß du mitkommst und dir die Tote mal ansiehst.«

»Aber deine Mutter wartet mit dem Essen. Und du weißt, wie sehr sie auf Pünktlichkeit achtet.«

»Dad, noch ist es hell.«

Der Mann atmete tief durch. Was sollte er seiner Tochter sagen?

Er befand sich in einer Zwickmühle. Einerseits glaubte er ihr, andererseits fürchtete er sich auch ein wenig vor dieser Entdeckung. Er rechnete zwar nach wie vormit dem Auffinden einer weggeworfenen Schaufensterpuppe, aber er mußte auch in Betracht ziehen, eine Tote zu finden.

Zwischen diesen beiden Möglichkeiten konnte er wählen. Dabei blickte Pernell in die bittenden Augen seiner Tochter. Es war wie immer. Wenn Eileen ihn so anschaute, konnte er ihr einfach keinen Wunsch abschlagen. Hendricks preßte seine Lippen zusammen, legte die Stirn in Falten, und da wußte das Mädchen, daß es seinen Vater schon so gut wie überzeugt hatte.

»Kommst du mit?«

»Ja.«

Sie faßte nach seiner Hand. Er fühlte, wie ihre Finger über seine Handfläche strichen. Die kleinen Kuppen zitterten, so aufgeregt war das Mädchen plötzlich.

Sie gingen schnell. Der Wind fuhr über das so trostlos wirkende Feld. Krähen ließen sich von den Winden packen und weitertreiben. Ihr heiseres Krächzen vernahmen auch Vater und Tochter.

Hendricks hörte kaum, was seine Tochter redete. Sie sprach von der Toten und von dem Wald, den sie so oft betreten hatte und der ihrer Meinung nach verhext war.

Da mußte der Mann lachen.

»Doch, Dad, das stimmt. Der Wald ist verhext. Ich habe das genau gespürt.«

»Wie denn?«

»Da hat immer etwas gelauert.«

»Und was?«

»Ich konnte es nie sehen. Es war unsichtbar. Aber ich habe gespürt, daß es da war.«

Hendricks lächelte. »Selbst deine Lehrer bestätigen dir, daß du eine

ungeheure Phantasie hast, mein kleiner Liebling. Ich für meinen Teil bin davon noch immer nicht überzeugt.«

»Du wirst die Tote sehen, Dad.«

»Und sie ist aus Glas?«

»Ja.«

»Hast du dir nie darüber Gedanken gemacht, wer sie sein könnte und woher sie kommt?«

»Nein, jetzt nicht. Ich war zu erschrocken. Aber da ist noch etwas, das ich dir nicht erzählt habe.«

»Und was?«

»Die… die Tote ist ein Mensch und sieht trotzdem anders aus als wir. Sie hat nämlich Flügel!«

Der Mann blieb so heftig stehen, als wäre er gegen einen Baum gerannt. »Was hat sie?«

»Flügel. Und die sehen auch so aus, als wären sie aus dünnem Glas. So zerbrechlich wie bei meinem Mobile, weißt du?«

»Ja, ja, schon.« Hendricks schüttelte den Kopf. Alles, was recht war, er glaubte seiner Tochter kaum noch. Am liebsten wäre er umgekehrt, doch da sie den Waldrand fast erreicht hatten und sie nur noch wenige Schritte davon trennten, ging er weiter.

Die beiden benutzten den Hauptweg, der den Wald praktisch in zwei Hälften teilte. Es gab auch schmale Pfade. Sie waren zumeist von spielenden Kindern geschlagen worden, aber die kannte der Mann nicht. Es gefiel ihm nicht, als ihn seine Tochter auf einen dieser Wege führte.

Das Unterholz und die Zweige wuchsen über den Weg hinaus.

Manchmal trafen sie sich und bildeten gewissermaßen ein Dach, unter dem die beiden herschritten und sich immer häufiger mit den Händen den Weg freischaufeln mußten.

»In welch einen Dschungel führst du mich eigentlich, Kind?«

»Der hört gleich auf. Dann kommen wir zu einer Lichtung. Dort ist es sehr feucht. Früher muß da mal ein kleiner Teich gewesen sein, habe ich gehört.«

»Wenn du das sagst.«

Das Mädchen hatte recht. Vor ihnen erschien der freie Fleck inmitten des Waldes. Eine kleine Lichtung, umgeben von dicht beieinander stehenden Bäumen mit dem üblichen Unterholz dazwischen.

»Hier ist es!« sagte Eileen. Ihre Stimme zitterte leicht. Sie sah aus großen Augen zu ihrem Vater hoch.

»Wo denn?«

»Du mußt dich umdrehen, Dad!«

Das tat Hendricks auch. Nicht sehr schnell, weil ihn plötzlich ein unangenehmes Gefühl überfiel.

Er blickte auf die andere Seite der Lichtung und sah den

langgestreckten Gegenstand mit menschlichen Umrissen, der schräg im Unterholz lag, wobei sich seine hauchdünnen Flügel in den Zweigen verfangen hatten.

»Sieht sie nicht aus wie ein Engel?« fragte das Kind leise.

Hendricks erwiderte nichts. Er hatte aber das Gefühl, mit beiden Füßen in kaltem Wasser zu stehen, denn eine beklemmende Angst stieg allmählich in ihm hoch…

***

Wir waren wieder in London!

Zypern lag hinter uns, das Abenteuer im Schwarzwald ebenfalls, und das Kapitel Akim Samaran war wohl endgültig abgeschlossen.

Er, der das Richtschwert der Templer hatte in seinen Besitz bringen wollen, war an dessen Kraft gescheitert. Das Schwert hatte sich aufgelöst, war geschmolzen, und die goldene Masse hatte Samaran bedeckt und ihn in einen unförmigen Klumpen verwandelt.

Samaran war verschwunden, aber ein anderer war dafür erschienen.

Vincent van Akkeren, der Grusel-Star, wie er sich selbst nannte.

Er war nicht nur ein Grusel-Star oder ein Mensch, sondern sah sich auch als Baphomet an, einen großen Götzen der Templer, die auf der Seite des Teufels standen.

Ich war auf seiner Yacht dicht an ihn herangekommen, hatte ihn aber nicht stellen können, weil er vor meinen Augen zur Hölle gefahren war. Der Boden hatte sich aufgetan und ihn verschluckt.

Anschließend war die Yacht in Flammen aufgegangen und explodiert, so daß es uns unmöglich gewesen war, irgendwelche Beweise zu finden.

Aber jetzt waren wir wieder in London. Wir mußten uns damit abfinden, daß die Spur zu den Templern allmählich erkaltet war.

Nur über eine Tatsache kam ich schwer hinweg.

Ich hatte erfahren, daß ich nicht zum erstenmal lebte. In der Vergangenheit hatte ich schon einmal existiert. Und zwar als Hector de Valois, ein mächtiger Kreuzritter und einer der großen Anführer der Templer, der allerdings nicht auf Baphomets Seite stand, sondern, ähnlich wie ich, sich gegen das Böse gestemmt hatte.

Darüber hatte ich in der letzten Zeit stark nachgegrübelt. Wenn ich durch andere Dinge nicht abgelenkt war, kam ich immer wieder auf dieses Phänomen zurück.

Das merkte auch Suko, der den Bentley durch den abendlichen Londoner Verkehr kutschierte. »Du bist anders als sonst, John. Wie kommt das?«

»Hector de Valois.«

»Denk doch nicht immer daran!« meldete sich Shao aus dem Fond. Wir hatten sie mitgenommen, denn wir waren zu einer Disco

unterwegs.
»Du hast gut reden. Ich glaube nicht, daß es dir anders ergehen würde.«
»Das stimmt wohl.«
Es regnete. Manchmal vermischt mit dicken Schneeflocken, die wie Mücken gegen die Scheibe klatschten und von den Wischern weggeputzt wurden. Bei diesem Wetter blieb man am besten zu Hause, aber uns trieb es eben zu dieser Disco.
Dort trat eine Gruppe auf, die sich die »Top Fantastics« nannte.
Vier junge Männer und eine Sängerin. An sich etwas völlig Normales, und wir wären nie auf den Gedanken gekommen, uns diese Gruppe anzuhören, hätten die Leute nicht einen Text, der uns ein wenig störte.
Es war kein Text, der zur Gewalt aufrief oder die Einnahme von Drogen legalisierte, nein, ein anderes Wort störte uns, das immer wieder in den Strophen vorkam.
Aibon!
Genau dieses Wort störte uns. Wie kam eine Gruppe wie die »Top Fantastics« dazu, über Aibon zu singen?
Weder Suko noch ich hatten eine Erklärung. Es gab nur wenige Menschen, die über Aibon Bescheid wußten, denn dieses geheimnisvolle Land, das zwischen dem Diesseits und dem Jenseits lag, war, wie gesagt wurde, das Paradies der Druiden.
Aibon – das grüne Land, aber auch das Reich voller Rätsel.
Heimat der Feen, der Elfen, schlichtweg eine Sagenwelt, die jedoch existierte, wie ich schon des öfteren hatte erfahren müssen.
Kein Wunderland, wo es zuging wie im Schlaraffenland, denn auch dort gab es Trennungen und Rätsel. Zum Beispiel das Rad der Zeit und die Männer in Grau, Aibons gefährliche Bewacher oder Botschafter. Es existierte so vieles, von dem ich keine Ahnung hatte.
Nur wußte ich, daß zwischen Aibon, dem Dunklen Gral und auch den Templern irgendwo eine Verbindung bestand. Sie herauszufinden war für mich zu einem Lebenselixier geworden.
Das wußten auch meine Freunde.
Suko sagte: »Du solltest es nicht so verbissen sehen, John. Kommt Zeit, kommt Licht in das Dunkel.«
Ich verzog den Mund und sah für einen Moment den Wischern zu, die Tropfen und Schnee zur Seite putzten. »Falls es bis dahin nicht schon zu spät ist, mein Lieber.«
»Das sehe ich nicht so, John. Wir brauchen oftmals keine Initiative zu ergreifen. Aibon und die anderen Dinge, die sich um die Templer drehen, werden auf uns freiwillig zukommen.«
»Woher nimmst du diesen Optimismus?«
»Weil du schon einmal existiert hast. Als Hector de Valois. Du hast das Kreuz. Die gleichen Zeichen, die auf ihm zu sehen waren,

existierten auch auf dem Richtschwert der Templer. Hector de Valois hat das Kreuz vor dir getragen.«

»Und wer noch?«

»Eine alte Zigeunerin hatte es doch auch mal.«

»Aber sie wußte wirklich nicht, was sie damit anstellen sollte. Sie hat es vielleicht nur für eine Weile in Verwahrung gehabt. In einem direkten Kontakt stand sie wohl nicht.«

»Das stimmt wohl.« An einer Ampel hielten wir. Der Asphalt hatte eine schwarze Farbe angenommen, auf dem die Lichtstrahlen der Scheinwerfer wie Goldpuder lagen.

Die »Top Fantastics« traten in einer Disco auf, die top war. Hinter anderen exklusiven Glitzerschuppen brauchte sie sich nicht zu verstecken, sagte man wenigstens, denn ich kannte den Laden noch nicht von innen. Ich hatte mir berichten lassen, daß er sehr schlicht aufgemacht sei. Man wollte eine Trendwende versuchen und hatte es geschafft, zahlreiche Prominente als Stammgäste zu gewinnen.

Natürlich kam nicht jeder hinein. Dafür sorgten die Preise und die Gesichtskontrolle durch das Guckloch der Tür.

Die Disco lag zwischen zwei Parks, unweit vom Piccadilly. Ihr Name lautete schlicht und einfach »Star«.

Das alles wußten wir und natürlich den Namen der Sänger sowie den Text ihres Hits, in dem sich mehrfach das Wort Aibon wiederholte.

Ich suchte den Parkplatz, folgte den anderen Wagen und landete auf einer großen Abstellfläche.

Ich stellte den Motor ab und stieg aus. Es war glatt geworden.

Eine dünne Schneeschicht lag auf dem Platz. Aus dem Regen waren dicke Flocken geworden. Wir tauchten in den Wirbel ein. Shao hatte ihren breiten Schal über den Kopf gezogen.

Die Chinesin trug eine enge Glitzerhose, die man kaum von Strümpfen unterscheiden konnte. Als Oberteil diente eine dieser weiten Jacken, in die zwei hineinpaßten. Die bunte Bluse darunter war ebenfalls taillenlang und bestand aus einem Glanzstoff. Im Gegensatz zu uns war die Chinesin modisch angezogen.

Ich besaß so ein *Zeug* nicht, Suko ebenfalls nicht, und wir hofften, daß Shao uns ein gutes Entree verschaffte.

Vom Parkplatz erreichten wir schnell die Disco. Wir warteten und fühlten uns unwohl, denn hinter dem Türfenster erschien ein blasses Gesicht.

Jetzt wurden wir begutachtet. Ich hätte natürlich mit dem Ausweis arbeiten können, das wollte ich jedoch nicht, denn unser Inkognito mußte gewahrt bleiben.

Es wurde geöffnet.

Der Mann, der vor uns stand, war ein Farbiger. Von seiner dunklen Haut stachen die weißen Ohrringe besonders deutlich ab.

Sein Lächeln war freundlich, man hätte auch geldgierig sagen können, und seine Handbewegung sagte alles.
Wir durften rein.
Vorbei an dem geschmeidigen Burschen gingen wir, der uns aus wachen Augen beobachtete und möglicherweise mißbilligend auf meine und Sukos Kleidung blickte.
Jetzt hörten wir die Musik. Da sang Madonna. Die Fantastics hatten wohl Pause.
An der Garderobe wurden wir ziemlich viel Geld los. Das Girl schämte sich nicht, die Summe zu kassieren. Im Gegenteil, es lächelte dabei noch breit.
Über weiche grüne Teppiche erreichten wir das Lokal, das mir sogar gefiel.
Das war keine aus dem Boden gestampfte Billig-Disco, sondern ein gemütlicher Raum mit zahlreichen Sitzgelegenheiten.
Es war nicht viel los. An der Theke hingen einige Gestalten, so bunt angezogen, als kämen sie aus der Modebranche. Männchen und Weibchen amüsierten sich.
Zwei Paare verrenkten sich auf der Tanzfläche.
Wir suchten uns einen Tisch vor der Bühne, die hinter der Tanzfläche lag, und versanken in bequemen Sesseln.
Leichtgeschürzt war die Bedienung. Auf ihrem Oberkörper klebte ein großer bunter Stern. Er ließ noch viel von ihren Netzstrümpfen sehen. Die Sandaletten glitzerten wie Sonnenstaub. Am Rücken war das Girl bis auf ein kleines Bändchen frei.
Die Kleine strahlte uns an, denn auch ihre Augen erinnerten mich an Sterne.
Wir strahlten weniger, als wir die Preise auf der Karte lasen. Das ging nicht auf Spesen. Ich hatte eingeladen und hörte, wie Suko murmelte: »Wir hätten Bill Conolly mitnehmen sollen. Zumindest für die Rechnung.«
Auch Shao war blaß geworden. »Wir wollen doch nicht den ganzen Laden kaufen.«
Ich hob die Schultern. »Willst du lieber in eine Frittenbude?«
Wir bestellten unsere Getränke. Shao und Suko nahmen so ein gemixtes Zeug, ich hielt mich an Whisky.
Andere Gäste waren spendabler. Da ragten die Champagnerhälse aus den Kühlern. Man amüsierte sich köstlich. Es wurde viel gelacht, aber es klang nicht sehr laut, so daß auch wir uns noch verständigen konnten.
Bald schleppte Shao ihren Partner auf die Tanzfläche.
Ich grinste schadenfroh, weil Suko ein langes Gesicht zog. Man sah ihm die Lust richtig an.
Ich hatte Zeit, mich umzuschauen. Die Gruppe würde noch einmal

auftreten. Auf dem Podium standen noch die Instrumente, auch die Lautsprecher und Verstärker.

Während Suko »arbeiten« mußte, rauchte ich eine Zigarette. Der Whisky schmeckte gut. Allmählich gewöhnte ich mich auch an die Umgebung und fand sie nicht einmal schlecht. Man konnte hier wirklich entspannen, auch die Musik war nicht zu laut.

Dann schlich jemand herbei.

Ein Kellner war es nicht. Der Typ mit dem glatt nach hinten gekämmten Haar, in dem das Gel klebte, blieb neben dem Tisch stehen und deutete eine Verbeugung an.

Ich blickte hoch.

Sehr eng war die Hose, locker fiel das Hemd, sein Gesicht war etwas geschminkt, die Finger beringt. Ich nickte ihm zu.

»Darf ich mich setzen?« fragte er.

»So lange, bis meine Begleiter von der Tanzfläche zurück sind.«

»Das ist nett.« Er sprach leise, fast seidenweich. Seine Bewegungen wirkten langsam, doch irgendwie lauernd. Die Augen glitzerten unecht.

»Was kann ich für Sie tun?« fragte ich. Normal war sein Besuch an unserem Tisch nicht. So wurde hier auch bestimmt kein Neuling begrüßt. Der Knabe wollte etwas von uns.

»Ich heiße Dorian Storm.«

»Dafür kann ich nichts.«

Er wußte nicht, ob er weinen oder lachen sollte, blickte auf seine manikürten Hände und hob die Schultern. »Nun, nicht jeder kann Sinclair heißen und so…«

»Sie kennen meinen Namen?«

»Ja.«

»Woher?«

»Ist das wichtig?«

»Kommt darauf an, was Sie von mir wollen.«

»Das stimmt.« Er sah mir zu, wie ich einen Schluck von der goldbraunen Flüssigkeit nahm. »Ich hoffe doch, daß es Ihnen bei uns gefällt. Sind Sie eigentlich privat oder dienstlich hier?«

»Sagen wir halb und halb, Mr. Storm.«

Er hob jetzt auch noch die Augenbrauen. »Es ist mir unangenehm, Polizei in der Disco zu wissen.«

»Haben Sie einen Grund?«

Er tat entrüstet und hob beide Hände. »Nein, das nicht. Überhaupt keinen, mein Lieber. Hier wird nicht gedealt, hier…«

»Dann würde ich mich an Ihrer Stelle auch nicht aufregen.«

»Im Prinzip haben Sie ja recht, Mr. Sinclair. Es bleibt aber ein bitterer Nachgeschmack. Kümmern Sie sich nicht immer um so unheimliche Dinge, seltsame Fälle?«

»In der Tat.«
»Und was ist hier unheimlich?«
»Nicht Sie, Mr. Storm.«
Er lachte ein wenig weibisch, aber seine Augen blieben trotz des Glanzwassers lauernd.
»Wir sind hier, um uns die ›Top Fantastics‹ einmal in Ruhe anzuhören.«
»Wie?« fragte er.
»Ja, wir wollen die Sänger erleben. Die Gruppe soll ja wirklich so sein wie ihr Name.«
»Oh, das stimmt.« Er geriet ins Schwärmen und berichtete vom Werdegang der Sänger.
Ich fragte dazwischen. »Wie ist das eigentlich mit den Texten? Machen sie die selbst?«
»Ja. Darauf sind sie stolz.«
»Wieso?«
»Sie bringen eigene Erlebnisse in die Texte mit hinein. Da ist vieles aus dem Leben gegriffen.«
»Auch Aibon?«
Er runzelte die Stirn, und es sah so aus, als wüßte er nicht, ob er lachen oder weinen sollte. »Was meinen Sie denn damit, Sir?«
Ich gab noch keine Antwort, sondern warf einen Blick auf die Tanzfläche, wo sich mehrere Paare zu den Klängen langsamer Musik bewegten. Ich bemerkte auch Sukos Blick. Mein Freund schien verzweifelt zu sein. Er hatte diesen Storm an meinem Tisch sitzen sehen und fragte sich jetzt wohl, was wir zu bereden hatten. Bestimmt wäre er gern dabeigewesen.
Doch Shao ließ sich nicht beirren. Sie nahm ihre Chance wahr, mit Suko zu tanzen.
»Sie kennen doch den Song, Mr. Storm?« fragte ich.
»Ja, er ist wohl der beste im Repertoire der Gruppe.«
»Das meine ich auch.«
»Sind Sie wegen dieses Liedes gekommen?«
»Nicht direkt, uns interessiert die Gruppe.«
Plötzlich bewegte sich der Mann unruhig im Sessel. »Mr. Sinclair, ich weiß genau, daß wir ein sauberer Laden sind. Im Prinzip, meine ich. Was die von uns arrangierten Rock- und Popgruppen allerdings in ihrer knapp bemessenen Freizeit machen, ist uns nicht bekannt. Das müssen Sie mir schon glauben.«
Ich lächelte breit. Der Knabe sah sich in die Enge getrieben. Er hatte plötzlich ein schlechtes Gewissen, dabei war er von mir nicht einmal hart attackiert worden. »Weshalb entschuldigen Sie sich fortlaufend, Mr. Storm? Sie sind doch clean und haben nichts zu befürchten, wie mir scheint. Oder?«

»Im Prinzip schon, aber sehen Sie den Menschen immer hinter die Stirn, Mr. Sinclair?«

»Nein.«

»Das meine ich auch. Mir kommt es tatsächlich nur auf den guten Ruf des Lokals an. Polizei hatten wir noch nie hier. Wenigstens nicht so öffentlich.«

»Wann tritt die Gruppe auf?« fragte ich.

Er warf einen Blick auf die Uhr. »In ungefähr zehn Minuten müßten sie erscheinen.«

»Ist das der erste Auftritt für heute abend?«

»Ja.«

»Dann freue ich mich darauf.«

Nicht nur ich wollte die Gruppe hören, auch andere Gäste. Mittlerweile hatte sich die Disco ziemlich gefüllt. Es schien sich herumgesprochen zu haben, wann die Gruppe ihren ersten Auftritt hatte.

Wenn ich mir die Gäste so ansah, hatte ich das Gefühl, die Londoner Schickeria zu sehen. Da waren kunterbunte Gestalten dabei – ob Männchen oder Weibchen – sie gaben sich alle wie aufgeputscht, und die Begrüßungsszenen erinnerten an filmreife Darbietungen.

Mir kam diese Schau viel zu verlogen vor. Jeder wollte sich ins Rampenlicht stellen, und auch Dorian Storm mischte mit. Er reichte einigen Gästen die Hand, war ganz unruhig geworden, weil er wohl nicht wußte, ob er sitzenbleiben oder aufstehen sollte.

»Sie können ruhig gehen, Mr. Storm.« Ich nahm ihm die Entscheidung ab. »Ich interessiere mich für die Gruppe.«

»Ja denn.« Er lächelte gequält. So ganz überzeugen hatte ich ihn nicht können.

Suko und Shao kehrten zum Tisch zurück. Sie sahen dem Geschäftsführer nach, als er zur Bar ging.

»Wer war das denn?« fragte mein Partner. Shao stand neben ihm, lächelte glücklich und mit glänzenden Augen, wobei sie sich ihre Haare nach hinten strich.

»Das war Dorian Storm. Er ist Geschäftsführer.«

Suko rückte Shao den Stuhl zurecht. »Ach. Und was wollte der Knabe von dir?«

»Er kannte uns.«

»Woher?«

»Keine Ahnung. Wußte aber, daß wir vom Yard sind.«

Suko legte die Stirn in Falten. »Das wundert mich. Sollte sich schon so weit herumgesprochen haben, was wir dienstlich so treiben?«

»Das will ich nicht hoffen.«

Suko nahm einen Schluck und sah zu, wie Shao ihre Hand auf sein Knie legte. »Hast du mehr über die Gruppe herausfinden können?«

»So gut wie nichts.« Ich berichtete den beiden davon, daß die Popsänger die Texte zu ihren Liedern selbst schrieben.

»Das machen ja viele.«

»Angeblich sollen die Fantastics ihre eigenen Erfahrungen in die Lieder mit hineinbringen.«

Jetzt horchten Suko und Shao auf. »Das ist interessant«, sagte die Chinesin. »Könnten sie etwas über Aibon erlebt oder herausgefunden haben?«

»Es bleibt uns nichts anderes übrig, als zunächst einmal abzuwarten«, sagte Suko. Er hatte recht.

Das »Klima« in der Disco hatte sich verändert. Es kam mir gespannter vor. Dorian Storm spielte den Hektiker. Er stand einmal an der Bar, gab dort seine Anweisungen und trieb sich eine Minute später schon auf der Bühne herum.

Irgendwie zeigte er sich aufgeregt und nervös. Wahrscheinlich wegen des zu erwartenden Auftritts.

Ich sah die Sache gelassen und wartete ab. Bequem saß ich im Sessel, bis ich plötzlich zusammenschreckte, weil der harte Klang einer Trommel gewitterartig durch die Lautsprecher hallte und damit das große Ereignis ankündigte.

Sie waren schon da. Ich sah sie im Schatten hinter dem Podium, wo keine Tische mehr standen.

Dann kamen sie plötzlich wie ein Wirbelwind. Ich mußte lächeln, denn die fünf hatten Feuer im Blut. Besonders die Sängerin, ein wildes Geschöpf, das den tosenden Beifall entgegennahm.

Sie lehnte sich zurück, verdrehte den Kopf. Ihr hautenger grüner Glitzeranzug reflektierte das Licht der Strahler. Die Punkerin genoß die »Standing ovations«, ließ ihre Blicke kreisen und blickte auch mich an.

In diesem Augenblick erstarrte sie!

***

Pernell Hendricks sagte kein Wort. Er stand auf dem Fleck, fühlte sich ausgelaugt, leer, verlassen. Und plötzlich brach ihm der Schweiß aus.

Seine Tochter sah das lockerer, obwohl auch sie Furcht hatte. Sie legte ihre Hände in die ihres Vaters.

Hendricks atmete tief durch. Er hatte es ja nicht glauben wollen, jetzt wurde er mit der Tatsache konfrontiert, und er überlegte, was er tun sollte.

Konnte er die Gestalt dort liegenlassen? War sie ein Mensch, war sie eine Puppe?

»Dad!« Eileen sprach sehr leise. »Dad, willst du nicht hingehen und sie dir ansehen?«

»Ja, ja…« Er blieb trotzdem stehen.
Eileen war da mutiger. »Du brauchst keine Angst zu haben, Dad. Sie tut dir nichts.«
»Das kann ich mir vorstellen. Nur…«
»Bitte.«
Er nickte. »Ist gut, mein Kind.« Es kostete ihn Überwindung, sich diesem ungewöhnlichen Fund zu nähern. Er merkte, wie er zitterte, in seinen Augen brannte es, der Hals saß fast zu, und er war nicht in der Lage, auch nur einen Ton herauszubringen.
Die Füße schleiften durch das harte Wintergras. Eileen ließihren Vater nicht los. Sie schien zu spüren, daß er in diesen Momenten einen gewissen Schutz brauchte.
Vor dem Fund blieben sie stehen. Es war eine weibliche Person, das sahen beide sehr deutlich. Und sie wirkte zerbrechlich wie dünnes Glas, so daß sich beide nicht trauten, sie zu berühren.
Der Blick des Mannes erfaßte das Gesicht. Er suchte nach passenden Worten, um es zu beschreiben, aber ihm fielen keine ein.
Vielleicht elfen- oder engelhaft. Sehr weiche Züge, fast kindlich, obwohl der Körper sich mit dem einer vollerblühten Frau vergleichen ließ.
Und das Wesen hatte Flügel!
»Wo mag sie hergekommen sein?« fragte das Mädchen.
Hendricks hob die Schultern. »Vielleicht hat sie jemand abgesetzt und einfach liegengelassen.«
»Nein!«
Die Antwort des Mädchens klang so überzeugt, daß der Mann hellhörig wurde. »Was meinst du damit?«
»Ich glaube nicht, daß es eine Puppe ist.«
»Was dann?« Hendricks hatte seine Stimme unwillkürlich zu einem Flüstern gesenkt.
»Da!« Auch Eileen sprach leise. Sie streckte die Arme aus, und bevor ihr Vater sie zurückhalten konnte, strich sie mit den Fingerspitzen über die Wangen der Figur. »Nein, das ist keine Puppe. Daran glaube ich nicht. Das ist ein Lebewesen. Ich habe in meinen Büchern viel über Feen und Elfen gelesen.«
»Meinst du im Ernst, daß…?«
»Sicher, Dad. Das ist eine Elfe oder eine Fee.«
Hendricks hatte eigentlich lachen wollen, aber es blieb beim Versuch. Seine Tochter hatte so deutlich eine Behauptung aufgestellt, daß er einfach nicht widersprechen konnte. Deshalb überlegte er.
Elfen und Feen, Himmel, so etwas gab es nur in Märchen, Legenden und Sagen. Normalerweise redete man nicht darüber.
Man las davon, amüsierte oder freute sich darüber, daß es Autoren gab, dieüber so etwas schrieben. Besonders Kinder waren glücklich,

wenn sie von Feen und Elfen lasen. Nur wollte dieser erwachsene Mann einfach nicht über die Worte seiner Tochter lächeln. Dazu waren sie ihm einfach zu ernst gesprochen worden.

»Glaubst du mir, Dad?«

Er nickte, obwohl er nicht davon überzeugt war. »Wo sollte diese Fee oder Elfe hergekommen sein?«

»Aus ihrem Reich.«

»Und wo leben diese Wesen?«

»Im Wunderland.«

»Wie Alice?«

»Ja oder nein. Ich weiß es nicht. Ich habe aber viel gelesen. Sie sind nett. Sie beschützen die Menschen. In einem Buch stand, daß sie sogar unsere Schutzengel sind.«

»Daran kann ich nicht glauben.«

»Aber ich«, erwiderte Eileen überzeugt. »Ich glaube fest daran. Dieses Wesen ist eine Elfe, und ich habe sie gefunden.«

»Was willst du denn damit sagen?«

»Sie gehört mir.«

In Hendricks stieg eine gewisse Ahnung hoch. Er kannte seine Tochter. Sie war für ungewöhnliche Ideen immer aufnahmebereit.

Sie gehörte zu den Menschen, die viel Phantasie besaßen, und deshalb stellte der Mann auch seine Frage.

»Willst du sie etwa mitnehmen?«

»Ja!«

Es klang ehrlich, was die Kleine da erwidert hatte, und Hendricks zuckte zusammen. Das »Nein« lag ihm schon auf den Lippen, und doch traute er sich nicht, es auszusprechen. Er schüttelte sich nur, und über seinen Körper rann eine Gänsehaut.

»Darf ich, Dad?«

»Aber wieso? Du kannst diese Figur nicht einfach mitnehmen. Das wäre doch Diebstahl. Vielleicht will sie derjenige, der sie hierhergelegt hat, auch wieder abholen.«

»Aber Daddy. Sie ist von niemandem niedergelegt worden. Das glaube ich einfach nicht. Die ist aus der anderen Welt gefallen. Vielleicht durch ein Loch gestürzt oder so etwas.«

Der Mann zwang sich, nicht zu lachen. Im Prinzip konnte seine Tochter recht haben, wenn er von der Märchen- und Legendentheorie ausging.

»Darf ich, Dad?«

»Ich weiß nicht so recht.«

Eileen trat von einem Bein auf das andere. »Ich werde auf sie achtgeben. In meinem Zimmer ist genügend Platz. Ich kann sie in mein Bett legen. Sie wird mich beschützen…«

Hendricks hörte die Worte seiner Tochter und hörte sie trotzdem

nicht. Er war völlig durcheinander. Auf seiner Stirn lag der Schweiß. Hendricks atmete flach und nur durch den Mund. Der Wald verschwamm vor seinen Augen, ebenfalls diese Figur, die sich auflöste und wie Gaze zwischen den braunen, kahlen Zweigen hing.

Er mußte erst wieder über seine Augen wischen, um klar sehen zu können. Dann nickte er.

»Darf ich?«

»Wenn es dir Spaß macht. Aber ich bin im Prinzip dagegen. Vielleicht sollte man die Polizei verständigen.«

Eileen erschrak und zog ihre Finger aus der Hand des Vaters heftig zurück. »Keine Polizei, Dad. Nein, bitte nicht. Die würden alles falsch machen.«

»Wieso denn?«

»Die Leute glauben doch so etwas nicht. Ehrlich nicht. Die… die sind doch ganz anders. Die glauben nicht an eine andere Welt. Sie leben hier, sie …«

»Wie du meinst, nimm sie mit.«

Eileen strahlte ihren Vater an. »Danke, Dad, danke. Ich verspreche dir, keinen Ärger zu machen und…«

»Was wird deine Mutter dazu sagen?«

»Du mußt mit ihr sprechen, Dad.«

»Das wird nicht einfach sein, mein Engel. Du weißt selbst, daß Mutter gewissen Dingen skeptisch gegenübersteht.«

»Aber Dad, die Elfe tut niemandem etwas.«

»Sie ist aber tot.«

»Vielleicht schläft sie nur.« Eileen ließ sich nicht beirren. Sie trat dicht an das Wesen heran. Mit beiden Handflächen strich sie über den Körper, bis sie das Gesicht erreicht hatte und dort ihre Hände zur Ruhe kamen. Mit den Fingern tastete sie nach den Augen und zeichnete die Lippen nach. Sie sah sich die Flügel an. Dabei schüttelte sie ein paarmal ihren kleinen Kopf.

»Was hast du denn?«

»Dad, die ist nicht tot.«

»Und woher weißt du das?«

»Hier ist es doch kalt. Aber die ist warm. Vielleicht ist sie nur bewußtlos. Wenn man aus einer anderen Welt kommt, ist es immer schwer, auf der Erde zu bleiben.«

Der Mann wischte über seine Stirn. Er konnte mit der Phantasie seiner Tochter nicht schritthalten. Für ihn gab es nur die Erde. Er hatte es gelernt, sich an Verkaufszahlen zu orientieren. Alles andere war unwichtig oder hatte er verdrängt.

Und jetzt kam so ein kleines Mädchen und konfrontierte ihn mit Dingen, die es überzeugend darlegte. Sein Weltbild war zwar nicht ins Wanken geraten, aber er begann doch, darüber nachzudenken.

Inzwischen war er auch der Ansicht, es nicht mit einer Schaufensterpuppe zu tun zu haben.

»Sie ist wunderschön«, flüsterte Eileen.

»Gefällt sie dir so gut?«

»Ja, Dad. Ich kann dir gar nicht sagen, wie toll ich sie finde. Die ist klasse.«

»Wir werden sie sehr vorsichtig tragen müssen. Soll ich sie nehmen?«

Eileen wollte nicht. »Wir beide, Dad. Sie ist sehr zart. Ich will nicht, daß ihr etwas passiert und daß ein Flügel abbricht. Es wird schwer sein, sie aus dem Baum zu heben.«

»Das kann sein.« Eileen war Feuer und Flamme. Sie wollte die Elfe an den Beinen fassen und hatte deshalb nur Augenfür das Geschöpf. Pernell Hendricks aber war nicht wohl. Er behielt lieber die Umgebung im Auge. Der Himmel war düster geworden. Aus den dunklen Wolken lösten sich die ersten Schneeflocken. Lautlos rieselten die weißen Grüße dem Boden entgegen.

Der Mann entdeckte hinter dem Baum eine Bewegung.

Zuerst dachte er an einen dicken Ast, den der Wind bewegt hatte.

Aber da schwang nichts, da brach auch nichts ab.

Es dauerte einige Sekunden, bis der Mann es erfaßte. Er sah noch zu, wie sich etwas Grünes durch eine Lücke zwischen den Zweigen schob und ein gewaltiges Maul aufklaffte.

Die Erkenntnis traf Pernell Hendricks schockartig.

Hinter der Figur lauerte eine Riesenschlange!

***

Eileen hatte nichts davon bemerkt. Nach wie vor war sie damit beschäftigt, die Elfe oder Fee zu untersuchen. Sie hatte sich gebückt, um herauszufinden, wo die hauchdünnen Flügel festklemmten.

Die Schlange sah sie nicht.

Und Pernell Hendricks, ihr Vater, reagierte. Sein rechter Arm legte sich auf die Schulter des Mädchens. Die Finger griffen hart zu, und mit einem heftigen Ruck zog er Eileen so hastig an sich heran, daß sie aufschrie.

»Was machst du, Dad?«

Ihr Vater zeigte nur nach vorn. »Da, sieh genau hin! Da ist sie. Eine Schlange.« Er sagte dies und glaubte, sich selbst in einem Traum zu befinden. Riesenschlangen gab es ebenfalls nur in Märchen, Legenden oder Träumen. Jedenfalls nicht in diesem Teil von England.

Die Schlange schob sich weiter. Sie fand genau die richtigen Lücken, und kaum ein Geräusch war zu vernehmen.

Eileen starrte auf das Geschehen. Sie hatte sich an ihren Vater geklammert, die Augen wurden naß, denn sie spürte instinktiv, was die Schlange vorhatte.

»Sie wird die Fee fressen!«

Pernell nickte. Er hatte es eigentlich nicht gewollt, die Reaktion war spontan erfolgt.

»Dann müssen wir ihr helfen, Dad.«

»Nein, mein Liebling, das können wir nicht.«

»Doch, Dad. Ich habe sie gefunden. Ich bin für sie verantwortlich. Wir müssen ihr beistehen.«

»Aber wie?«

»Du bist stark.«

»Nicht so stark wie die Schlange.«

»Dad, bitte. Wir können sie nicht im Stich lassen.« Eileen fing an zu weinen, aber der Entschluß des Mannes stand fest. Auf keinen Fall würde er sich auf einen Kampf mit der Riesenschlange einlassen.

Für ihn gab es nur eine Möglichkeit. So rasch wie möglich zu verschwinden.

Pernell Hendricks zog seine Tochter zurück. Eileen wollte zunächst nicht. Sie stemmte sich mit beiden Füßen in den Boden, den Mund hielt sie weit offen, und flüsternd brachte sie das Wort Elfe und Fee hervor. Ihr Vater kannte kein Pardon. Er mußte seine Tochter zu ihrem eigenen Schutz in Sicherheit bringen.

Und die Schlange glitt weiter. Trotz ihrer gewaltigen Länge und ihres Körpergewichts bewegte sie sich nahezu lautlos und geschmeidig. Der Körper hatte den Umfang eines Männerschenkels.

Wenn sie das Maul öffnete, blickten die beiden in einen regelrechten Schlund.

Pernell Hendricks schüttelte den Kopf. Er verstand die Welt nicht mehr. Obwohl er hatte fliehen wollen, blieb er stehen und sah zu, was weiterhin geschah.

Die Schlange hatte es geschafft, sich so zu drehen, daß sich ihr weit aufgerissenes Maul schon hinter dem Kopf der Fee befand.

Und es schob sich noch weiter vor.

Das Maul war so groß, daß der Kopf bequem hineinpaßte. Vater und Tochter wußten, wie solche Schlangen ihre Beute nahmen. Sie verschlangen sie kurzerhand mit Haut und Haaren.

Dabei konnte ein Beobachter sehr genau den Weg verfolgen, den das Opfer nahm.

Das stand ihnen auch bevor.

Und die Schlange schnappte zu. Sie brauchte sich nur um eine Winzigkeit nach vorn zu bewegen, und schon war der Schädel der Fee verschwunden. Das sah auch Eileen.

Sie fing an zu weinen. Sie flehte und zitterte um das Leben der Person, die sie gefunden und so lieb gewonnen hatte. Aber die Schlange kannte kein Pardon.

Sie schlang weiter.

Die Schultern verschwanden in ihrem Leib, der Oberkörper und auch die Flügel. Sie konnte die Schlange allerdings nicht so auf einmal verschlingen. Deutlich war zu hören, wie sie zuerst bewegt wurden und dann mit einem knisternden Geräusch brachen.

Aus den Zweigen rieselten die Stücke nach unten. Sie vermischten sich mit den sacht fallenden Schneeflocken und wirkten wie gläserner Puder.

Die Schlange hatte ihr Opfer gefunden. Sie fraß es in sich hinein.

Vater und Tochter hörten das Brechen.

Es waren gerade für das Mädchen schreckliche Laute. Eileen zitterte. Sie wußte nicht, was sie noch tun sollte, die Angst stieg an, sie drängte sich in ihr hoch und umnebelte ihr Blickfeld.

Traurig mußte ihr Vater mit ansehen, wie Tränen über das Gesicht des Mädchens rannen und nasse Spuren hinterließen. Er hätte sie so gern getröstet, nur fielen ihm die passenden Worte nicht ein, und er mußte zusehen, was weiterhin geschah.

Eine schreckliche Szene spielte sich vor ihren Augen ab, und das Schlimmste kam noch.

Vater und Tochter erhielten den Beweis dafür, daß die Fee nicht tot war. Sie lebte, und sie meldete sich, denn sie hörten auf einmal die leisen, fast glockenhell klingenden Schreie der Angst, die aus dem Maul der Schlange drangen.

»Jetzt stirbt sie, Dad!« Eileen sprach gequält. Sie zitterte und klammerte sich noch fester an ihren Vater, der seiner Tochter nicht widersprechen konnte, so gern er es auch getan hätte.

Die Schlange verschlang ihr Opfer. Nur noch die Beine ragten aus dem Maul hervor. Die beiden wie aus Glas wirkenden Füße zuckten, als wollte sich das Wesen aus einem anderen Reich noch einmal gegen das drohende Ende aufbäumen.

Es war nicht zu schaffen.

Die Schlange mit ihrem Riesenhunger schluckte und schlang auch den Rest in sich hinein.

Pernell Hendricks stand da und konnte nichts begreifen. Er starrte nur, auf seinem Gesicht lag der Schweiß. Schneetropfen rupften dagegen und schmolzen sofort weg.

Er merkte es kaum.

Die Schlange war es, die ihn in ihren Bann zog, und er dachte darüber nach, wo sie wohl hergekommen sein könnte. Vielleicht aus der Erde oder aus dem Wald.

Es war ihm nicht möglich, eine Antwort auf die Fragen zu finden.

Jedenfalls würde ihnen das keiner glauben, wenn sie es jemandem erzählten. Man würde sie für Spinner und Verrückte halten, aber sie hatten es gesehen, das war eine Tatsache.

Die Schlange hatte ihr Opfer gefunden. Der Rachen war geschlossen.

Leicht drehte sie den Kopf. Die beiden Menschen hatten das Gefühl, als nächste an der Reihe zu sein.

Das Mädchen hielt sich fest. »Daddy, wir müssen weg. Laß uns gehen, bitte, ich kann nicht mehr! Die frißt uns auch.«

»Wahrscheinlich.« Er sprach mit einer Stimme, die er kaum wiedererkannte.

Das Mädchen zog ihn. Es zupfte an seiner Kleidung, es zitterte und drängte darauf, zu verschwinden.

»Ja, ja«, sagte Pernell. Er drehte sich um, ohne einen letzten Blick auf die Riesenschlange geworfen zu haben. Dann faßteer seine Tochter fest bei der Hand, die fast aufschrie, als sie hart gehalten wurde. Aber sie rannte mit.

Beide warfen sich in den Wald hinein und achteten nicht darauf, daß Zweige gegen sie peitschten, als wollte sie jemand antreiben und dafür sorgen, daß sie noch schneller liefen.

Irgendwie schafften sie es, den normalen Weg zu erreichen, auf dem bereits eine dünne weiße Schicht lag. Sie blieben stehen. Der Atem drang stoßweise und wolkenartig aus ihren Mündern. Pernell wäre noch weitergelaufen, aber er mußte Rücksicht auf seine Tochter nehmen, die nicht so schnell war.

Der Mann dachte daran, was jetzt zu tun war. Er hätte die Polizei alarmieren müssen, aber wer würde ihm die Geschichte von der Riesenschlange schon glauben? Möglicherweise auch nicht seine eigene Frau. Er war sich nicht sicher, ob er ihr davon berichten sollte. Und auch Eileen mußte den Mund halten.

Falls sich die Riesenschlange im Wald versteckt hielt, war alles klar. Daran aber wollte er nicht so recht glauben. So ein Tier benötigte Opfer, und er konnte sich vorstellen, daß es auch vor einem Menschen nicht haltmachte. Deshalb dachte er daran, daß seine Frau, die Tochter und er sich in Gefahr befanden.

Ihr Haus stand am Waldrand.

»Komm, wir müssen weiter, Kind.«

»Verstecken wir uns?«

»Ja, ja.« Er hätte ihr jede Antwort gegeben, nur um sie zu beruhigen. Die beiden faßten sich wieder an und machten sich auf den Weg. Ein wenig hatten sie sich erholt, so daß sie schneller laufen konnten.

Aber der Boden war durch den nassen Schnee glatt geworden.

Der Mann zwang sich dazu, seiner Tochter nicht zu zeigen, wie sehr er sich fürchtete. Die unsichtbare Peitsche der Angst spürte er bereits in seinem Nacken.

Und so liefen sie mit mächtigen Schritten. Sie erreichten das Ende des Waldes, sahen den leicht verschneiten Weg vor sich und an dessen Ende die beiden Lichter.

Dort stand ihr Haus, dort waren sie in Sicherheit. Aber waren sie das

tatsächlich?

Er glaubte nicht daran, doch seiner Tochter konnte er davon nichts sagen. Im Gegenteil, er mußte ihr Mut machen. Es würde ihm verflixt schwerfallen, denn vor der kommenden Nacht hatte er eine wahnsinnige Angst…

***

Die hübsche Sängerin war in ihren Bewegungen erstarrt und hatte nur noch Augen für mich. Sie war stark geschminkt und hatte ein fast exotisches Aussehen. Da ich ein Durchschnittsmann bin, auf den so schnell keine Frau fliegt, mußten ihre Blicke einen anderen Grund haben.

Die übrigen Mitglieder der Gruppe hatten nichts bemerkt. Sie beschäftigten sich mit ihren Instrumenten und nahmen ihre Positionen ein. Der Drummer ließ seine Trommelstöcke um die Finger wirbeln, zwei andere beschäftigten sich mit ihren Gitarren, und der vierte im Bunde stellte sein Keyboard ein.

Alles wirkte normal, bis auf die Sängerin, die erst aus ihrer Erstarrung erwachte, als Dorian Storm die kleine Bühne betrat, sich bei der Frau einhakte und sie bis an den Rand des Podiums zog.

Storm hielt ein Mikro in der Hand. Mit der Linken winkte er. Die Gäste verstanden das Zeichen. Sie wurden ruhig.

Die Rede war kurz und prägnant. Aber sie schäumte über vor übertriebenen Höflichkeiten. Es war die große Schau, wie sie in diesem Geschäft üblich ist.

Die »Top Fantastics« wurden als die Überraschung der Wintersaison angekündigt, als die Gruppe, die Zukunft hatte und in England Furore machen würde.

»Ladies and Gentlemen, hier sind sie, die ›Top Fantastics‹!«

Der Beifall steigerte sich zu einem kleinen Orkan. Erbrandete wie eine Woge durch die Disco. Die Musiker badeten sich im Applaus, bis auf die Sängerin, die sich sehr kühl gab und nichts sagte.

Dafür starrte sie mich an.

Weder Wärme noch Sympathie las ich in ihrem Blick. Eher eine harte Feindschaft.

Natürlich suchte ich nach dem Grund. Ich kannte ihn nicht. Gesehen hatte ich die Frau noch nie, ich wußte nicht einmal ihren Namen, und trotzdem stand sie gegen mich.

Auch meine beiden Begleiter hatten bemerkt, daß etwas nicht stimmte. Shao beugte sich zur Seite. Sie sprach mich direkt an.

»Hast du etwas mit der Sängerin, John?«

»Nein, wieso?«

»Die starrt dich immer an.«

»Vielleicht bin ich ihr Typ.«

»Das glaubst du doch selbst nicht«, meldete sich Suko.

»Ich kann das nicht beurteilen«, erwiderte ich und blieb, im Gegensatz zu meinem Freund, ernst. »Mir gefällt da einiges nicht. Die Frau hat etwas bemerkt.«

»Was?«

»Keine Ahnung. Als sie mich sah, kam es mir vor, als wäre sie überrascht und als wüßte sie Bescheid. Jedenfalls ein ungewöhnliches Phänomen.«

Dorian Storm hatte klatschend die kleine Bühne verlassen.

Die Beleuchtung hatte gewechselt. Sie konzentrierte sich auf die Bühne, während die Zuschauer im Dunkeln blieben.

Als sternenförmige Lichtkaskaden huschte die bunte Vielfalt über das Podium. Sie sorgte dafür, daß sich die Gestalten farblich stets veränderten.

Die Sängerin hatte zum Mikro gegriffen. Locker hielt sie es in der Rechten und schwang es leicht hin und her. Der rote Mikrokopf wirkte wie ein leuchtender Tennisball.

Sie drehte sich herum. Leiser Trommelwirbel, in den ihre Stimme rauchig hineinklang.

»Und nun – unser Lied. Aibon…«

Beifall, stürmisch und wild. Der Song hatte tatsächlich sein Publikum gefunden. Ich dagegen würde ihn jetzt zum ersten Mal hören.

Ich nahm mir vor, die Szene unter Kontrolle zu behalten.

Die Künstlerin hatte ihr Publikum im Griff. Mit der freien Hand sorgte sie für Ruhe.

Sie bewegte sich leicht von oben nach unten, als würde sie einen Ball auftikcen lassen.

Es wurde still.

Sehr still sogar. Man konnte die berühmte Nadel fallen hören.

Auch der Trommelklang war verstummt. Dafür meldete sich ein anderes Instrument. Es war die Orgel. Sie wurde gefühlvoll gespielt. Verheißungsvoll schwang die erste Melodie durch die Disco.

Wir hatten das Lied *Aibon* noch nie gehört, trotzdem wußten wir mit der Melodie etwas anzufangen.

Ein anderer hatte sie gespielt. Jemand, der in Aibon lebte und dort unter dem Namen der rote Ryan bekannt war.

Was die Gruppe spielte, war seine Erkennungsmelodie!

***

Suko, mein Freund, sah mich an und ich ihn, und wir wußten beide Bescheid. Nicht nur das, wir dachten beide dasselbe.

Shao wurde aufmerksam. »Was habt ihr denn? Kennt ihr den Song?«

Suko nickte nur.

»Und woher?«

Er legte einen Finger auf den Mund. Auch ich wollte keine Erklärungen geben und mich voll auf das Spiel konzentrieren. Der Musiker saß schräg zu mir. Er hielt den Kopf gesenkt, blickte auf die Tastatur seiner Orgel und spielte die Melodie so wunderbar weich.

Wir waren fasziniert und angetan zugleich. Es war eine herrliche Melodie, die wir in Aibon gehört hatten. Und vor meinen Augen entstand das Bild des roten Ryan.

Er war eine ungewöhnliche Persönlichkeit, zu vergleichen mit der Gestalt des Papageno aus der Zauberflöte. Fastebenso angezogen, so ähnlich reagierend, ein Wesen, das sich der Natur hervorragend anzupassen verstand. Schon Shakespeare mußte ihn gekannt haben. Er hatte ihn mit Ariel, dem Luftgeist, verglichen.

Bisher war mir diese Melodie nur in Aibon begegnet. Jetzt wurde sie hier gespielt, und mir rann es kalt den Rücken hinab. Ich schüttelte mich, atmete durch die Nase und beobachtete die Sängerin, die wie in Trance am Podiumsrand stand und dem Vorspiel lauschte.

Sie wartete auf ihren Einsatz, der plötzlich kam, mitten in das Vorspiel hinein und einem geschmetterten Stöhnlaut glich.

»Aibon!«

Dann sang sie. Sie erzählte von einem Paradies, einer faszinierenden Welt jenseits der unsrigen. Von einer unerfüllten Sehnsucht der Menschen nach dem Paradies, das sie wiederum gefunden hatte. Ein Land, in dem Milch und Honig flossen, das grün war, mit dichten Wäldern, klaren Seen, reinen Hügeln und hohen Bergen.

Aibon war ein Wunschland. Ein Gebiet, das die Menschen immer gesucht, aber nie gefunden hatten, denn diese Sehnsucht kam auch in dem Text zum Ausdruck. Und immer wieder die Frage und die Suche nach Aibon. Die Frau legte alles hinein. Wenn sie sang, »spielte« sie gleichzeitig den Text. Sie stand am Bühnenrand, beugte sich vor, streckte den Arm aus, winkte den Zuhörern zu und lockte sie nach Aibon. Sie wollte, daß die anderen kamen und von Aibon fasziniert waren.

»Wo Elfen und Feen regieren, wo Märchen wahr werden und sich Träume realisieren lassen, da ist Aibon…«

So klang das Lied auch aus, und selbst die Musiker hielten sich zurück. Sie ließen die Sängerin aussingen. Die Frau hatte eine faszinierende Stimme. Eine »Mischung« aus Jennifer Rush und Laura Brannigan. Ich war fasziniert. Als das Lied verklungen war, hielt es uns nicht mehr auf den Sitzen. Wir sprangen ebenso auf wie die anderen.

Die Sängerin verbeugte sich. Sie wollte den Beifall nicht für sich allein. Sie deutete auf ihre Musiker, die sich ebenfalls tief verbeugten und es immer wieder tun mußten, denn die Ovationen wollten einfach nicht aufhören.

Ich fing wieder ihren Blick auf.

Diesmal schaute ich ebenfalls nicht zur Seite, aber ich sah das Funkeln in ihren Augen und hatte das Gefühl, eine Schlange anzustarren. Irgendwie schüttelte es mich, ich wollte nicht länger hinsehen, senkte den Blick und setzte mich wieder.

Dorian Storm kam auf die Bühne. Der Beifall verklang allmählich.

Der Mann griff zum Mikro und entschuldigte die Gruppe. »Sie werden später noch einmal auftreten, aber sie baten mich, eine kleine Pause einlegen zu dürfen.«

Einige Gäste protestierten lautstark. Sie pfiffen sogar, aber Storm gelang es mit wenigen Worten, sie zu beruhigen. Er versprach einen einstündigen Auftritt der Gruppe, und damit gaben sich die Gäste dann zufrieden.

Bevor Storm entwischen konnte, winkte ich ihm zu. Seinem Gesicht sah ich an, daß er sich überhaupt nicht freute, an unseren Tisch treten zu müssen. Er tat es widerwillig, blieb stehen. Ich sah Schweiß auf seiner Stirn, das Lächeln wollte ihm nicht gelingen.

»Es war gut«, sagte ich.

»Ja, einfach irre.«

»Weshalb singen sie nicht weiter? Was ist der wahre Grund?«

»Ziana fühlt sich nicht wohl.«

»So heißt die Sängerin?«

»Ja.«

»Tritt sie denn wieder auf?«

»Sie haben es mir alle versprochen.«

»Und wie komme ich zu den Garderoben?«

Er sah mich so an, als wollte er mir keine Antwort geben. »Reicht Ihnen das Lied denn nicht?« fragte er.

»Nein.«

»Nein?«

Er rang die Hände und verknotete die Finger. »Ich habe versprochen, niemandem zu sagen, wo sich die Garderoben befinden. Wir haben die Tür zum Gang abgeschlossen.«

»Dann öffnen Sie sie eben wieder.«

»Aber was wollen Sie von Ziana?«

»Muß ich Ihnen das sagen?« fragte ich.

Er war sehr irritiert, schüttelte dann den Kopf und erwiderte leise: »Nein, das müssen Sie nicht.«

»Genau.«

Durch die Nase stieß er die Luft aus. »Also gut, ich gebe Ihnen den Schlüssel. Zu ändern ist es nicht. Sie lassen mir ja keine Ruhe.«

Er drückte mir einen flachen Schlüssel in die Hand. »Diese Menschen sind Künstler und sehr sensibel. Wenn die hören, daß Sie von der Polizei sind und ich Ihnen geholfen habe…«

»Ich werde den Mund halten, falls Sie es auch tun, Mr. Storm.«
»Wieso? Ich verstehe nicht…«
»Ganz einfach.« Ich lächelte. »Jede Garderobe hat einen Telefonanschluß. Ich möchte deshalb nicht, daß Sie dort anrufen und irgendwelche Dinge sagen, die mir nicht gefallen. Haben wir uns verstanden, Mr. Storm?«
Sein Gesicht nahm einen pikierten Ausdruck an. »Was denken Sie überhaupt von mir, Mr. Sinclair?«
»Wahrscheinlich das Richtige.«
»Das glaube ich kaum«, erklärte er. Auf dem Absatz machte er kehrt und ging.
»Du willst wirklich in die Garderobe?« fragte Suko.
»Warum nicht?«
»Und was versprichst du dir davon? Glaubst du, daß sie reden wird?«
»Ja. Dieser Frau ist irgend etwas an mir aufgefallen. Das genau will ich herausfinden. Nicht mehr und nicht weniger. Sie hat mich regelrecht angestarrt. Während ihres Gesangs gelang es mir, einen Blick in ihre Augen zu werfen. Da hatteich tatsächlich das Gefühl, von einer Schlange angestarrt zu werden?«
»Einbildung?« fragte Shao.
»Kann sein. Doch ich glaube, daß diese Person mehr weiß, als sie zugibt oder zeigt.«
»Das kann stimmen.« Shao legte ihre Hand auf Sukos Arm. »Soll er mit dir gehen?«
»Nein, ich bleibe hier«, sagte Suko.
»Hast du einen Grund?«
»Ja. Ich sah mich, als du mit Shao gesprochen hast, ein wenig um. Es sind nicht alle in ihren Garderoben. Die Musiker der Band haben sich im Raum verteilt. Dabei werde ich das Gefühl nicht los, als hätten sie den Auftrag, uns unter Kontrolle zu halten.«
»Wenn das stimmt.« Ich beugte mich ein wenig vor, weil keiner hören sollte, was wir zu besprechen hatten. »Ich bin davon überzeugt, daß diese Schwäche nur vorgetäuscht war, um sich irgendwie Zeit für das Ausarbeiten eines Plans zu verschaffen.«
»Du meinst also, daß dies mit unserem Besuch zusammenhängt?«
»Davon bin ich überzeugt. Wir müssen da an etwas gerüttelt haben, von dem wir noch nichts wissen.«
»Ich wünsche dir viel Glück bei der Dame«, sagte Suko, als ich mich erhob.
»Danke. Und gib du hier acht.«
»Mache ich.«
Es wurde wieder getanzt. An den Paaren schob ich mich vorbei und geriet in die Nähe des Orgelspielers, der mich ebenfalls sah. Er trug einen Lurex-Anzug, der silbrig glänzte. In seinem Haar, das weiß

gefärbt war, fiel das grüne Stirnband besonders auf. Bevor ich ihn ansprechen konnte, drehte er sich ab und tauchte praktisch unter. Zudem belagerten ihn einige Autogrammjäger.

Den Weg fand ich schnell, da ich mir die Richtung gemerkt hatte, in die die anderen verschwunden waren. Schon sehr bald stand ich vor einer dunklen Tür. Sie fiel in der mit schallschluckendem Material bespannten Wand kaum auf. Ich bückte mich und sah mir das Schloß an. Es war sehr flach, der Schlüssel mußte passen.

Und er paßte! Die Tür schwang fast von selbst zurück.

Nach der ungewöhnlichen Inneneinrichtung der Disco kam mir der Gang kalt und nackt vor. Da war keine Wand verputzt. Dafür hingen dort einige Plakate und lockerten das Bild auf.

Mehrere Türen standen zur Auswahl. Ich wollte sie der Reihe nach öffnen, als ich hinter der zweiten auf der rechten Seite ein leises Pfeifen hörte.

Es war die Melodie aus Aibon.

Für mich war alles klar. Tief atmete ich durch, sah mir die Klinke an und hoffte, daß nicht abgeschlossen war.

Die Tür war offen. Sie ließ sich sogar lautlos aufziehen, so daß ich die dahinterliegende Garderobe betreten konnte. Noch hatte ich keinen Fuß über die Schwelle gesetzt, als ich plötzlich die Stimme der Sängerin hörte. »Komm herein, ich habe dich erwartet!«

Ich ging – und blieb stocksteif stehen!

Die Frau saß auf einem Stuhl, und um sie herum zuckte, ringelte und glitt ein Meer von grünen Schlangen…

***

Viele Menschen fürchten sich vor der Dunkelheit. Das hatte Pernell Hendricks eigentlich nie getan. Die Abende waren ihm stets willkommen gewesen. Da hatte er sich entspannen und ausruhen können, aber diese Stunden waren schrecklich gewesen.

Er hatte noch auf dem Weg nach Hause mit seiner Tochter gesprochen und ihr klargemacht, daß sie mit keinem Wort über dieses Erlebnis sprechen sollte. Das mußte ein Geheimnis zwischen ihnen beiden bleiben, denn Helma reagierte immer sehr hektisch.

Sie merkte nichts, war voll und ganz mit der Vorbereitungdes Abendbrots beschäftigt. »Zum Glück seid ihr nicht zu spät gekommen. Du, Eileen, wasch dich, und du, Pernell, kannst dich schon hinsetzen.«

Er tat alles schweigend, und er trank auch schweigend einen Schluck Whisky. Helma hatte flache Steaks gebraten, einen Salat angerichtet und reichte noch Weißbrot.

Das Essen verlief schweigend. Hin und wieder beobachtete Pernell seine Frau. Sie wirkte abgearbeitet.

»Schmeckt es euch denn wenigstens?« fragte sie.

Beide nickten.
»Mehr sagt ihr nicht?«
»Es ist hervorragend«, erklärte Pernell ohne Betonung in der Stimme, aber das merkte die Frau nicht.
Ihr fiel auch nicht auf, wie anders sich ihre beiden Familienmitglieder verhielten, nur nach dem Essen, als Eileen die Hände zum Gebet faltete, fragte sie überrascht: »Du betest?«
»Ja, Mummy.«
Helma lächelte. Sie pustete eine Haarsträhne hoch. »Weshalb? Das hast du nie getan.«
»Laß das Kind doch!«
»Ja, schon gut, Pern. Ich habe mich nur gewundert. Himmel, ihr seid heute komisch. Manchmal habe ich keine Lust mehr, für euch zu kochen. Dann könnte ich den ganzen Kram in die Ecke werfen.«
Tu es doch. Das dachte Pernell, sagte aber das Gegenteil, und seine Frau war wieder beruhigt. Sie begann damit, den Tisch abzuräumen. Pernell und Eileen halfen mit. Manchmal warfen sie sich verschwörerisch wirkende Blicke zu, und Hendricks wunderte sich darüber, wie gut seine Tochter schweigen konnte.
Als Helma mal nicht in der Küche stand, flüsterte Hendricks der Kleinen zu: »Es ist besser, wenn du gleich ins Bett gehst.«
»Aber ich kann nicht schlafen, Dad. Ich muß an die arme Fee denken. Wirklich.«
»Das kann ich verstehen, aber tu wenigstens so, als würdest du schlafen. Leg dich in dein Bett.«
»Ja, Dad. Kommst du dann auch noch hoch?«
»Das verspreche ich dir.«
Eileen streckte ihre Arme aus, und der Mann mußte sich bücken, damit ihn seine Tochter umschlingen konnte.
Helma betrat die Küche. »Oh, welch eine Liebe!« sagte sie mokant.
»Bist du eifersüchtig?«
»Nein, nicht auf diese Kleine.«
»Auf wen dann?«
Sie winkte ab. »Lassen wir das Thema lieber.«
Der Mann hob die Schultern. »Wie du meinst, Helma, ganz wie du meinst.« Er verließ die Tür und schritt ins Wohnzimmer. Hinter der großen Fensterscheibe lag der Garten im Dunkeln, danach begann das weite Feld, und erst an dessen Rand schloß sich der Wald an.
Pernell Hendricks schenkte sich einen Whisky ein. Diesmal einen dreifachen. Mit dem Glas in der Hand trat er bis dicht an das Fenster und schaute in den Garten. Er schaltete die Gartenlaternen ein.
Ihr gelber Schein streifte über die Beete, verfing sich in den Sträuchern und gab ihnen ein unheimliches Aussehen.
Er blieb wie festgewachsen stehen, nahm hin und wieder einen

Schluck und starrte ansonsten in den Garten. Erst als seine Frau schon dicht hinter ihm war, hörte er sie erst. Zudem roch er sie auch, denn sie verströmte noch den Dunst der Küche.

»Was ist los mit euch?«

»Wieso?« Pernell drehte sich nicht um.

»Eileen liegt schon im Bett. Du stehst hier am Fenster und starrst in die Dunkelheit. Für mich ist das schon mehr als ungewöhnlich, das will ich dir mal sagen.«

»Möglich.«

»Hast du was?«

»Nein.«

»Das glaube ich dir nicht.«

Pernell ärgerte sich darüber, daß ihre Unterhaltung diese Richtung genommen hatte. Seine Frau konnte sehr nachtragend sein, sie war überempfindlich und mißtrauisch.

Hendricks hatte sich blitzschnell eine Ausrede einfallen lassen.

»In der Firma läuft nicht alles so, wie ich es mir vorstelle. Zwei Leute sind entlassen worden.«

»Welche denn?«

»Kennst du nicht.«

»Haben die mit deinem Job zu tun? Sind das Männer aus dem Außendienst?«

»Auch nicht.«

»Dann sollte es dich nicht berühren.«

»Sicher, du hast recht.«

Helma drehte sich um. »Ich gehe in die Küche und räume dort noch etwas auf.«

»Tu das.«

Pernell Hendricks blieb vor der Scheibe stehen. Sein Blick glitt abermals durch den Garten. Dunkelheit und Licht wechselten sich dort ab. Wenn der Wind auffrischte und die Zweige der Sträucher von der Dunkelheit her in das Licht schob, hatte der Mann das Gefühl, als würden Schlangen aus dem Boden wachsen.

Schlangen, immer wieder Schlangen!

Er konnte sie einfach nicht vergessen. Am liebsten hätte er seine Sachen gepackt und wäre verschwunden. Hinter dem Feld wuchs der dichte Wald. Dort lauerte die Schlange. Vielleicht blieb sie nicht dort. Wenn sie Appetit verspürte und im Wald nichts mehr fand, würde sie sich auf den Weg machen und Menschen verschlingen.

Das bereitete Pernell Sorgen, obwohl es längst nicht feststand, daß die Schlange kam.

Seine Hände waren feucht geworden. Fast wäre ihm sogar das Glas aus den Fingern gerutscht. Hastig trank er es leer. Der Whisky hinterließ einen bitteren Geschmack in seinem Mund.

Ich muß etwas tun, dachte er. Irgendwas muß ich unternehmen.

Wenn er sich vorstellte, daß es die Schlangeauf seine Tochter abgesehen haben könnte, wurde ihm schwindlig.

Als er das Glas auf den Tisch mit der Marmorplatte setzte, stand sein Entschluß fest. Ob es half, wußte er nicht, aber er wollte sich auf jeden Fall bewaffnen und sich das Gefühl einer relativen Sicherheit verschaffen. Ein Gewehr oder eine Pistole besaß er nicht.

Um eine Waffe zu holen, mußte er nach draußen, wo der kleine Stall stand, den er im vorigen Sommer gebaut hatte. In der Diele traf er seine Frau.

Helma wunderte sich, als ihr Mann seine Jacke überstreifte. »Du willst noch weg?«

»Nur in den Garten.«

»Was machst du denn da?«

»Nachsehen.«

»Wonach?«

»Ich glaube, daß mit einer der Lampen etwas nicht stimmt. Ich sehe nur nach dem Kabel.«

»Kannst du das nicht morgen im Hellen…?«

»Nein, da muß ich weg. Ich habe in den nächsten beiden Tagen außerhalb zu tun und weiß nicht, ob ich am Abend noch nach Hause komme. Es ist besser, wenn ich jetzt nachschaue.«

»Wie du willst. Ich muß sowieso noch die Küche wischen.«

Pernell wandte sich um und verdrehte die Augen. Er sagte nichts, es wäre sowieso sinnlos gewesen. Seine Frau änderte er nicht mehr.

Das war der richtige Hausdrachen.

Helma verschwand in der Küche. Pernell hörte das Wasser in einen Eimer laufen.

Als er die Haustür öffnen wollte, rief seine Tochter nach ihm. Sie stand in halber Höhe auf der Treppe, trug bereits ihr Nachthemd und schaute zu ihrem Vater hinab.

»Was ist denn, Kind?«

»Ich möchte dir noch eine gute Nacht wünschen.«

»Dann komm.«

Das Mädchen warf sich in seine Arme. Beide schienen das Gefühl zu haben, daß es ein Abschied für immer war, und sielösten sich erst voneinander, als Helma rief: »Komm, Eileen, sag mir gute Nacht, bevor es hier in der Küche naß ist.«

Pernell gab seiner Tochter einen Klaps. »Geh schon. Mummy hat recht. Ich sehe nur mal nach den Lampen.«

Eileen zog ein wissendes Gesicht. Sie glaubte ihrem Vater die Ausrede nicht.

Als sie in die Küche ging, blickte sie zurück, und der Mann sah den traurigen Ausdruck in den Augen seiner Tochter. Er ballte die rechte

Hand zur Faust. Fast wirkte die Geste schon verzweifelt.
Dann drehte er sich um und öffnete die Haustür. Er zog sie sacht ins Schloß und schritt über den schmalen Plattenweg dicht an der Hauswand vorbei. Er warf auch noch einen Blick durch das Küchenfenster. Helma wischte bereits, und Eileen huschte soeben aus dem Raum.
Der Schuppen lag im Garten. Die Hendricks hatten den Bausatz bei einem Versandhaus bestellt und zusammengesetzt. Einmal war er bei einem Orkan zusammengebrochen, ansonsten tat er seine Dienste. Er stand an der Grenze zum Nachbargrundstück, dicht an einer hohen Wand aus weißen Steinen, die Pernell hatte ziehen lassen.
Ein Vorhängeschloß sicherte die Schuppentür. Dafür jedoch hatte der Mann keinen Blick. Er schritt erst durch den Garten und bewegte sich besonders nahe der Lichtinseln, um zu sehen, ob es etwas Verdächtiges gab.
Das war nicht der Fall. Der Garten lag unter einer dünnen weißen Schicht. Die dicken Wolken waren weitergezogen, es hatte aufgehört zu schneien. Wenn Hendricks in den Himmel blickte, sah er die blasse Mondsichel wie einen hellen Schattenriß dort oben stehen. Er dachte daran, daß Menschen den Mond betreten hatten, doch die wahren Geheimnisse des Lebens lagen nach wie vor im dunkeln.
Das brachte ihn automatisch wieder auf die Schlange. Wie war es überhaupt möglich, daß ein solches Tier existierte? Natürlich dachte er auch daran, daß sich jemand einen Scherz erlaubt hatte, aber sehr künstlich hatte diese Schlange nicht ausgesehen.
Pernell Hendricks öffnete die Schuppentür. Er nahm den Geruch von frischer Farbe wahr. Der Schuppen hatte vor einigen Monaten noch einen Anstrich außen und innen erhalten. Licht brauchte der Mann nicht. Er fand sich auch in der Finsternis zurecht. Jedes Gerät hatte im Schuppen seinen bestimmten Platz. Hendricks schob eine Schaufel zur Seite und öffnete die Tür einer ehemaligen Kommode.
Auf einem der beiden Ablagefächer lag griffbereit die Axt.
Mehr wollte er nicht. Sollte sich die Riesenschlange in die Nähe des Hauses wagen, würde er ihr den Kopf abschlagen.
Pernell Hendricks verließ den Schuppen wieder. Er zog die Tür zu, schloß sie aber nicht ab. Auf seinem Gesicht lag ein harter Ausdruck, als er stehenblieb und sich umsah.
Der Garten war leer und dunkel. Über den hellen Glasscheiben trieben dünne Dunstschwaden.
Der Mann hielt die Axt in der rechten Hand. Bisher hatte er damit nur Holz gespalten und einige Äste von seinen Obstbäumen geschlagen. Sie war scharf genug, um die Schlange zu köpfen.
In seinem Haus war es still. Er hörte, wie jenseits der Seitenmauer eine Tür geöffnet wurde. Die Stimme der Nachbarin drang deutlich zu

ihm herüber. Sie beschwerte sich darüber, daß die Kinder mit schmutzigen Schuhen ins Haus gelaufen waren.

Ein völlig normaler Januar-Abend. Keiner hatte irgendwelche Lust, noch vor die Tür zu gehen. Die Menschen blieben in ihren Häusern wie Tiere in der Wohnung.

Auch Hendricks wollte wieder zurück. Im Garten hatte er nichts entdecken können. Und mit einer Taschenlampe das Feld absuchen wollte er ebenfalls nicht.

Er ging den gleichen Weg zurück. Seine Frau hatte ihn gehört.

»Ich habe frisch gewischt«, rief sie. »Putz dir die Schuhe ab!«

»Ja, ja«, brummte er und dachte: Meine Güte, die hat Sorgen.

Wenn sie mal stirbt, lege ich ihr noch einen Putzlappen mit in den Sarg. Er wollte seine Frau nicht unnötig ärgern, reinigte die Schuhe sorgfältig und zog sie im Flur auf dem Teppich aus. Die Axt stellte er in den Schirmständer. Da hatte er sie schnell zur Hand, wenn er sie mal brauchte.

»Hast du was entdeckt?« klang ihm die Stimme aus der Küche entgegen.

»Nein.«

»Dann ist mit den Lampen alles in Ordnung?«

»Sicher.«

»Und was machst du jetzt?«

Pernell begann zu lachen. »Ich werde mich vor den Fernseher setzen.«

»Was gibt es denn?«

»Keine Ahnung.« Pernell war schon auf dem Weg ins Wohnzimmer. Er wollte nicht mehr reden. Er wollte eigentlich auch nicht auf den Bildschirm starren. Ablenkung hieß die Devise.

Einfach hinsehen, ohne zu merken, was richtig lief.

Das war alles.

Hendricks setzte sich so, daß er auch den Garten teilweise überblicken konnte. Helma kam. »Ich bin jetzt fertig«, sagte sie und warf einen Blick auf die Mattscheibe. »Schon wieder dieser komische Sänger. Mußt du dir den ansehen?«

»Weshalb nicht?«

»Dazu bist du doch zu alt.«

»Du hörst doch auch deine Beatles.«

»Das war früher.« Sie sagte noch etwas und verschwand in der Küche. Pernell schüttelte den Kopf. Es war schwierig, mit einer Frau wie Helma auszukommen. Die kannte nur ihren Haushalt, ihre Küche, ihre Putzerei und die Glotze.

Er schaltete um. Ein Film flatterte über den Bildschirm. Es war ein Action-Reißer mit Charles Bronson. Hendricks hatte ihn schon gesehen, ließ den Sender aber eingeschaltet.

Schüsse peitschten, eine Scheibe ging zu Bruch. Bronson war in seinem Element. Er kugelte über den Boden und zog seine Kanone.

Irgendwann würde er rotsehen.

Die Schreie der Frau erreichten Pernells Ohren. Sie klangen hysterisch, ängstlich und echt.

Es war aber keine Frau auf dem Bildschirm zu sehen. Nur Charles Bronson, der inzwischen Deckung gefunden hatte und mit schußbereiter Waffe auf seine Gegner lauerte.

Pernells Gesichtsausdruck veränderte sich. Er wirkte wissend, starr und erschreckt zugleich.

Wie von einem Skorpion gestochen, sprang er in die Höhe. Er wirbelte auf dem Absatz herum und lauschte den Schreien entgegen.

In seinem Haus waren sie aufgeklungen.

In der Küche!

»Helma!« Jetzt brüllte er. Aus seinem Gesicht wich schlagartig die Farbe. Er schüttelte sich, dann rannte er los. Die kalte Winterluft wehte ihm aus der Küche entgegen.

Er sah das zerstörte Fenster, durch das sich der Schädel der Riesenschlange geschoben hatte.

Er sah auch den Unterkörper und die Beine von seiner Frau.

Der Oberkörper war bereits im Maul der Schlange verschwunden…

***

Ich war konsterniert und schockiert. Mit vielem hätte ich gerechnet, aber das war zu viel. Ziana hockte auf einem kleinen Garderobenstuhl und fühlte sich pudelwohl. Sie trug noch immer ihren grünen, engen Anzug. Das Oberteil hatte sie weiter geöffnet, so daß ich die Ansätze ihres festen Busens erkennen konnte. Die Hände langen auf den Oberschenkeln, über die sich ebenfalls einige Schlangen ringelten, als wollten sie die Frau liebkosen.

Wer war diese Person?

Mich schien sie zu kennen, denn sie lächelte mir zu. Aber auch dieses Lächeln barg etwas Schlangenhaftes in sich. Die Augen hatte sie verengt, und sie fragte mich, ob ich nicht näher kommen wollte.

»Bei diesen Gifttierchen?«

»Sie sind doch nett.«

»Nicht für mich.«

»Schlangen sind herrliche Tiere. Ich liebe sie. Ich habe sie schon immer geliebt. Ich bin sogar mit ihnen aufgewachsen. Es macht mir Spaß…«

»Wo kommen die Schlangen her?« fragte ich sie.

Ziana hob die Schultern. »Weshalb wollen Sie das so genau wissen? Denken Sie an eine Schlangengrube?«

»Weniger.«

»Sondern?«
»Sie haben ein interessantes Lied gesungen, Ziana…«
»Das weiß ich!« flüsterte sie. »Und ich habe das Gefühl, daß Sie mich wegen dieses Liedes aufgesucht haben.«
»Richtig.«
»Aibon.«
Ich nickte der Frau entgegen. »Ja, Aibon. Was wissen Sie über dieses geheimnisvolle Land?«
Sie gab mir nicht gleich eine Antwort. Sie nickte mir nur kurz zu, und der Blick ihrer Augen nahm einen verträumten Ausdruck an.
»Aibon!« flüsterte sie. »Aibon ist in der Tat etwas Besonderes. Es ist wunderbar, es besitzt einen Zauber, dem sich niemand entziehen kann.«
»Sie haben es auch nicht geschafft.«
»Nein, Mister.«
»Sinclair«, sagte ich. »Mein Name ist John Sinclair.«
»Ja, John.« Sie lächelte jetzt wieder. »Auch ich habe es nicht geschafft. Aibon ist gewaltig. Würde ein Mensch versuchen, seine Geheimnisse zu ergründen, würde ich ihn als vermessen bezeichnen. Vielleicht auch als lebensmüde, denn Aibon behält, was es einmal besitzt.«
»Nicht immer!«
»So?«
»Nein, ich weiß es. Aber das ist nicht das Thema. Wie kommen Sie an die Schlangen?«
»Mich hat Aibons Schlangenzauber schon immer fasziniert. Er war einfach wunderbar, nein, er ist noch wunderbar. Ich mag Aibon, ich mag seine Grüße…«
»Und das Lied.«
»Das auch.« Sie hob einen Arm und deutete mit dem Finger auf mich. »Als ich Sie sah, wußte ich, daß Sie gekommen sind, um mit mir zu sprechen. Sie haben etwas Besonderes an sich, obwohl Sie aussehen wie ein normaler Mensch.«
»Was ist es denn?«
»Das kann ich nicht genau sagen. Ich werde es jedoch noch herausfinden.«
»Ich bin völlig normal«, erklärte ich ihr. Ich wurde allerdings mißtrauisch und horchte auf, als ich die Melodie hörte, die mir sehr bekannt vorkam. Der rote Ryan hat sie auf seiner Flöte gespielt. Ich hörte ihn, als ich mich in Aibon aufhielt. »Sie kennen den roten Ryan?«
»Und ob.«
»Dann stammen auch Sie aus Aibon?«
»Vielleicht.«

Die Antworten gefielen mir nicht. Sie waren mir einfach zu vage.

Ich hätte die Frau gern näher kennengelernt, aber ihre Tierchen hielten mich auf Distanz.

Zwischen uns beiden stand so etwas wie eine Wand. Sie filterte, sie hielt auf, da drang nichts durch. Wir waren uns nicht sympathisch. Vielleicht wußte Ziana mehr als ich, aber dieses Wissen gab sie nicht preis. Zudem fühlte sie sich wohl, denn sie drückte ihren Körper zurück, reckte sich und stand auf.

Die Schlangen bewegten sich mit ihr, als sie zu einem Spiegel hinüberging, davor stehenblieb und ihre gespreizten Hände gegen die Fläche legte.

»Sie kennen den roten Ryan?« fragte sie und blickte mich im Spiegel an, obwohl sie mir den Rücken zuwandte.

»Das sagte ich Ihnen schon.«

»Auch ich kenne ihn.«

»Natürlich. Das ist leicht vorzustellen.«

»Ich meine das anders, John Sinclair. Zuvor möchte ich Ihnen noch eine Frage stellen. Sind Sie ein Freund oder ein Feind des roten Ryan?«

»Keines von beiden. Ich stehe ihm neutral gegenüber.«

»Aber mehr Freund.«

»Das kann man sagen. Ich würde ihn nicht unbedingt hassen.«

Sie lachte. »So etwas habe ich mir schon gedacht. Ja, das mußte einfach so sein.«

»Wie… wie meinen Sie das?«

Die Frau lachte girrend. »Es ist etwas kompliziert, Ihnen das zu erklären. Jedenfalls bin ich nicht seine Freundin. Im Gegenteil, ich mag ihn nicht, ich hasse ihn, denn mich hat er verstoßen, mich, seine Schwester Ziana…«

***

Die Frau war die Schwester des roten Ryan!

Das haute mich fast aus den Schuhen. Nein, damit hätte ich nicht im Traum gerechnet. Deshalb hatte sie wohl auch die Melodie gesungen, aus diesem Grunde war ihr so vieles bekannt, was den roten Ryan anging. Sie kannte das Land und war möglicherweise darin geboren. Doch nun befand sie sich in unserer Welt und nicht mehr im Paradies der Druiden. Das mußte einen Grund gehabt haben. Freiwillig verließ man Aibon nicht.

Sie schaute noch immer in den Spiegel. »Überrascht?« erkundigte sie sich.

»Das bin ich.«

Ziana lachte. »Kann ich mir vorstellen. Jetzt werden Sie bestimmt über vieles nachdenken…«

»Und ob.«
»Ich denke darüber nach, wie ich Ihnen die Dinge erklären soll.«
»Das brauchen Sie nicht. Reden Sie einfach. Zudem können Sie bei mir einiges voraussetzen, was Aibon angeht. Ich kenne mich im Paradies der Druiden ein wenig aus.«
»Aber jedes Land hat seine Schattenseiten, das habe ich feststellen müssen, als man mich hinauswarf. Der eigene Bruder hat mich nicht mehr haben wollen. Vielleicht wurdeich ihm zu mächtig. Ja, ich war mächtig, ich habe mich an ihm gerächt. Er hat furchtbar gelitten, und er leidet noch immer. Er hätte mich nicht aus dem Paradies vertreiben sollen. Dafür erhielt er die Quittung.«
»Was haben Sie getan?« fragte ich.
Ziana wirbelte herum. »Das will ich Ihnen genau sagen, John Sinclair. Ich herrsche über die Schlangen des Landes. Ich wuchs mit ihnen auf, sie gehorchten mir, aber die Tiere waren nicht gut angesehen, und ich war es deshalb auch nicht. Man mied mich, man mochte mich nicht. Selbst der eigene Bruder dachte so, aber er hat sich verrechnet, denn er unterschätzte meine Kräfte. Aibons Schlangenfluch traf ihn voll.«
Schon wieder hatte sie den Begriff Schlangenfluch verwendet. Ich konnte damit nichts anfangen. »Sagen Sie mir endlich, was Sie mit Aibons Schlangenfluch gemeint haben?«
Sie lachte. »Ich verfluchte ihn. Der rote Ryan ist nicht mehr der, der er einmal war. Er ist zu einem Mutanten geworden. Zu einer Schlange und zu einem Menschen. Verstehen Sie nun, Sinclair…?«

***

Und ob ich sie verstanden hatte! Meine Augen wurden eng. Okay, der rote Ryan war nicht gerade mein bester Freund. Manchmal reagierte er recht seltsam. Das mußte er wahrscheinlich, da er immer an die Interessen seines Landes dachte, aber dieses Schicksal, von dem mir seine Schwester berichtet hatte, gönnte ich ihm nicht.
»Stimmt das?« fragte ich.
»Ja, ich verfluchte ihn, denn ich besitze die Macht über die Schlangen. Ich kann mit ihnen spielen, sie gehorchen mir. Die Schlangen sind meine besten Freunde. Sie haben mich als ihre Königin akzeptiert. Man stieß mich aus, aber ich nahm die Schlangen mit.« Die Frau deutete auf den Boden, wo sich die giftgrünen Viecher ringelten. »Wenn ich will, werden sie auch die Menschen anfallen.«
Das konnte ich mir gut vorstellen, aber ich wollte nochmehr wissen. »Gut«, sagte ich. »Das muß man akzeptieren, aber Ihr Bruder hat Sie nicht umsonst ausgestoßen. Was haben Sie getan?«
Da lachte sie laut und selbstsicher. »Ich wurde ihm einfach zu mächtig. Ja, ich wollte Macht und das an mich nehmen, was in Aibon

wie ein kostbarer Schatz gehütet wird.« Sie lächelte wieder falsch. »Es ist der Dunkle Gral.«

Mein Blick wurde lauernd. »Ich kenne ihn.«

»Das glaube ich. Der Dunkle Gral ist das große Geheimnis Aibons. Er ist das Bindeglied zwischen zwei Welten. Er gehörte mal hierher auf die normale Welt. Es gab eine Zeit, als Kreuzritter sich daran begaben, den Dunklen Gral zu suchen und zu finden. Ein Mann hat es auch geschafft, Hector de Valois besaß ihn. Er wußte einiges über ihn, aber er konnte sein Wissen nicht mehr vervollständigen, weil man ihm den Dunklen Gral wieder abnahm. Erst danach gewann Aibon seine große Macht und auch seine paradiesische Schönheit. Viele leben von ihm. Er gibt ihnen die Kraft und auch das Wissen, aber kaum jemand weiß, wo er sich befindet. Ich hätte es herausgefunden, denn ich war nahe daran, doch mein eigener Bruder stellte sich gegen mich. So mußte ich leider meine Suche einstellen.«

Nie hätte ich damit gerechnet, soviel von dieser Frau über Aibon zu hören. Ziana mußte ein ungeheures Wissen gespeichert haben.

Sie hatte sich nicht gescheut, nach dem Dunklen Gral zu suchen.

»Was hatten Sie denn vor, wenn Sie den Dunklen Gral tatsächlich gefunden hätten?«

»Ich hätte mich als Herrscherin über Aibon gefühlt. Zusammen mit Guywano.«

Ich nickte, denn dieser abtrünnige Oberdruide war auch mir ein Begriff. Guywano war die andere Seite des Landes Aibon, die schlechte, die negative. Daß auch er den Dunklen Gral gern gehabt hätte, lag auf der Hand. Trotz seiner Macht war es ihm bisher nicht gelungen, und darüber konnte man nur froh sein.

»Wollen Sie noch etwas wissen?«

»Ja, ich möchte gern erfahren, was Sie hier auf der normalen Erde wollen. Wäre es nicht besser gewesen, Sie in Aibon zu lassen?«

»Nein, man verstieß mich. Mir bleibt nur die Welt der Menschen, denn ich sehe so aus wie ein Mensch. Ich hätte meinen Bruder gern zurückgelassen, nachdem es mir gelungen war, ihn zu verfluchen. Das war leider nicht möglich, denn er ist mir gefolgt.«

»Dann befindet er sich ebenfalls hier?«

»Ja.«

»Und wo?«

Sie lächelte wieder. »Ich habe keine Ahnung. Jedenfalls ist er nicht mehr in Aibon. Nur kann er sich kaum zeigen. Als Riesenschlange fällt er immer auf, wenn Sie verstehen.«

Ich war für eine Weile still, weil ich die Nachricht erst verkraften mußte. Der rote Ryan als Riesenschlange auf dieser Welt. Das war ein Klopfer!

»Wo?« fragte ich. »Wo befindet er sich?«

»Ich weiß es nicht. Mir ist nur bekannt, daß er das Land verlassen hat. Er befindet sich in einem Rausch. Er muß dem Wahnsinn nahe sein, denn er kommt gegen meinen Fluch nicht an. Nur ich kann ihn wieder rückgängig machen, aber das werde ich nicht!«

»Das kann ich mir vorstellen.«

Sie lachte laut. »Da Sie auf der Seite meines Bruders stehen, sind auch wir Feinde.«

»Haben Sie mich deshalb so angestarrt?« fragte ich sie.

»In der Disco?«

»Genau!«

Ihre Augen wurden schmal. »Ja, Sie fielen mir auf. Ich wußte sofort, daß Sie etwas Besonderes besitzen. Etwas, das auch in Aibon spürbar war, das schon sehr alt ist und auf das sich ein anderer ebenfalls verließ. Einer, der schon lange tot ist, dessen Schatten aber aus dem Jenseits noch über Aibon fällt.«

»Hector de Valois!«

»Ja!« Ihre Augen schillerten plötzlich wie die Haut einer Schlange. »Du!« rief sie. »Du mußt mit ihm irgend etwas zu tun haben. Ich weiß nicht, was es ist, aber es gibt zwischen dir und ihm eine Verbindung, das spüre ich genau.«

»Soll ich dir die Verbindung zeigen?«

Ziana überlegte noch einen Moment. Danach nickte sie zögernd.

»Ja!« flüsterte sie. »Zeig sie mir. Ich bin auf alles gefaßt.«

Ich war es ebenfalls, griff in die Tasche und holte bedächtig mein Kreuz hervor. Dann streckte ich den Arm aus und hielt es der Frau entgegen.

»Das ist es!«

Sie starrte es an. Ihre Augen wurden noch größer. Der Mund öffnete sich. Plötzlich begann sie zu sprechen. Flüsternde, abgehackte Worte. Gleichzeitig gerieten die Schlangen an ihren Füßen in zuckende, wilde Bewegungen. Sie schoben ihre Oberkörper hoch, öffneten die Mäuler, Zungen zuckten hervor, aber mich interessierten nicht mehr die schmalen grünen Tiere, meine Blicke hefteten sich auf das Kreuz.

Es strahlte plötzlich auf, ohne daß ich es aktiviert hätte. Es war kein silbriges Leuchten, sondern ein gewaltiges schockgrünes Strahlen, als würde das Kreuz in meiner Hand detonieren.

Es spürte die andere Magie, wurde von ihr erfaßt, und ich hatte das Gefühl, einfach wegzufliegen, denn die Umgebung veränderte sich schlagartig vor meinen Augen…

***

Pernell Hendricks stand in der Küchentür und konnte nicht glauben, was er sah. Die Riesenschlange war dabei, seine Frau zu verschlucken. Der gleiche Vorgang hatte ihn schon einmal geschockt.

Aber da war nicht Helma verschlungen worden, sondern eine Fee, die ihm völlig egal sein konnte.

Hier sah es anders aus.

Er begann zu schreien.

Es war ein irrer, verzweifelter Ruf, der aus seinem offenen Mund und bis auf die Straße drang. Tränenwasser verschleierte seinen Blick. Die Beine der Frau zuckten noch, sie hatte die Füße verdreht, sie war nicht tot, aber sie rutschte tiefer in den Rachen hinein und starb lautlos.

Erst die Fee, dann Helma – wer würde folgen?

Seine Tochter und er selbst!

Dieser Gedanke kam Pernell trotz seiner tiefen Panik, und er wußte, daß er etwas unternehmen mußte. In den Schirmständer hatte er die Axt hineingleiten lassen.

Sie kam ihm plötzlich vor wie die letzte Rettung.

Helma war nicht mehr zu helfen, jetzt mußte er etwas anderes tun. Deshalb machte er auf dem Absatz kehrt und rannte mit Riesenschritten in die Diele. Seine Hand tauchte in den Schirmständer, aber er war so nervös, daß er die Axt beim erstenmal nicht zu fassen bekam, dafür aber den Ständer umriß.

Zum Glück rutschte das Beil dabei hervor. Pernell nahm es hastig an sich, kreiselte herum und blieb plötzlich stehen, weil ihm etwas eingefallen war.

Hatte es überhaupt Sinn, mit dieser Waffe in der Hand in die Küche zu laufen und die Schlange zu attackieren? Das Riesentier hatte seine Frau verschluckt. Wenn er versuchte, es zu teilen, dann erwischte er auch noch den Körper seiner Frau.

Und das wäre für ihn schrecklich gewesen!

Eileen!

Sie war diejenige, die er in Sicherheit bringen mußte. Nur noch seine Tochter zählte. Wenn er sie retten konnte, war viel gewonnen.

So schrie er ihren Namen in der Hoffnung, daß sie ihn hörte, aufstehen und die Treppe herunterkommen würde.

Das Mädchen zeigte sich nicht.

Sein Vater war der Verzweiflung nahe. Er hatte eine Hand auf das Geländer gelegt, starrte nach oben und brüllte noch einmal den Namen seiner Tochter.

Eileen kam nicht.

Er stöhnte auf. »Mein Gott!« flüsterte er. »Mein Gott, was soll ich jetzt tun?«

Im Augenblick breitete sich eine gewisse Blutleere in seinem Gehirn aus. Er konnte kaum noch denken, er stand da und hörte aus der Küche ein polterndes Geräusch. Pernell begann plötzlich zu grinsen, als er daran dachte, daß seine Frau umsonst gewischt hatte, aber

dieses Geräusch hatte ihn auch aus seiner Lethargie gerissen, und so startete er und rannte mit weiten, wilden Sprüngen die Stufen der Treppe hinauf.

Er mußte sie holen!

Dabei schrie er den Namen Eileen. Wenn sie nicht schwerhörig war, hätte sie längst eine Antwort geben müssen. Aber Eileen blieb stumm. So kam ihm ein furchtbarer Gedanke.

War dieses Wesen vielleicht vorher bei ihr gewesen? Hatte die Schlange Eileen etwa verschluckt?

Der Gedanke daran ließ ihn fast irre werden. Wenn er das Mädchen nicht in seinem Zimmer fand, mein Gott, er wußte nicht, was er dann noch tun sollte.

Der Schweiß ließ seine rechte Handfläche glitschig werden. Er war kaum in der Lage, die Axt zu halten, auch reden und schreien konnte er nicht, und sein Gefühl der Angst steigerte sich noch mehr, als er feststellen mußte, daß die Tür zu Eileens Zimmer nicht verschlossen war. Sie hätte seine Stimme hören müssen.

Er packte den Türrand und riß so heftig daran, daß die Kante fast gegen sein Gesicht geprallt wäre. Dann tauchte er über die Schwelle in das nett eingerichtete Kinderzimmer seiner Tochter. Bilder hingen an den Wänden. Phantasievoll stellten sie mystische Motive dar. Eileen hatte Drachen, Elfen, Monster und schaurige Gestalten gezeichnet, als hätte sie einen Blick in andere Welten getan, denn diese Phantasie war ungewöhnlich.

Pernell sah alles, nur eines nicht.

Seine Tochter!

Verschwunden, nicht da! Pernell Hendricks stöhnte auf. Er ließ sich nach rechts sinken, fiel gegen das Türfutter. Die Axt in seiner Hand wurde schwer, und er hätte sie fast noch fallen lassen.

»Eileen, kleine Eileen…« Jemand sprach mit seiner Tochter.

Pernell ging in das Zimmer. Seine Schritte waren müde, schlapp.

Pernell wirkte wie ein gebrochener Mann, der die Beine kaum vom Boden abheben konnte. Er zitterte und stellte auch fest, daß vor seinen Augen alles verschwamm. Eileen mußte schon im Bett gelegen haben. Die Decke war zerwühlt, und Pernell wankte auf den kleinen Schreibtisch seiner Tochter zu, um sich dort mit der freien Hand abzustützen.

So blieb er stehen.

Ein Mensch, den das Schicksal gebeutelt hatte und der jetzt schon gezeichnet war.

Frau und Tochter hatte er verloren. Hatte es für ihn überhaupt noch Sinn, weiterzuleben?

Er schüttelte den Kopf. Pernell Hendricks befand sich in einem furchtbaren Zustand. Er hatte keine Lust mehr, die Depression war zu

stark. Vielleicht sollte er sich der Schlange stellen, damit auch sie ihn verschlucken konnte.

»Dad?«

Zuerst glaubte er an eine Täuschung. Er hatte zwar die Stimme seiner Tochter erkannt, aber sie mußte aus dem Jenseits gekommen sein. Oder er hatte sie sich eingebildet.

»Daddy!«

Da war sie wieder. Dem Mann rann ein Schauer über den Rücken. Jetzt erst drehte er sich schwerfällig um. Sein Blick glitt zur Tür, und einen Schritt davor, direkt im Zimmer, stand seine Tochter Eileen.

Pernell sah sie, aber er wollte es nicht glauben. Er wischte über seine Augen, die Lippen bewegten sich. Fast lautlos formulierte er den Namen des Mädchens.

»Eileen?«

»Ja, ich bin es.«

»Und nicht tot?«

»Nein, weshalb?«

Pernell begann zu lachen. Es war kein normales, dafür ein wildes, überdrehtes Gelächter. »Ja!« schrie er. »Weshalb? Das ist eine sehr gute Frage. Weshalb…?«

»Bitte, Daddy.« Eileen kam einen zögernden Schritt vor, als hätte sie Furcht vor ihrem Vater.

Der Mann hörte auf zu lachen. »Es ist gut, Kind. Entschuldige, aber ich habe damit gerechnet, dich tot vorzufinden.«

»Wieso denn?«

»Weißt du nicht, was passiert ist?«

»Nein…«

»Die Schlange ist gekommen, Kind. Die Riesenschlange aus dem Wald, stell dir das vor!«

»Hier in unser Haus, Dad?«

»Ja!« Die Antwort war schon wie ein Schrei. Pernell Hendricks rechnete damit, daß seine Tochter Angst bekommen und jetzt weinen würde, aber sie sagte nichts weiter darauf, sondern stellte nur eine sehr leise Frage: »Und Mummy?«

Hendricks schluckte. »Sie… Sie hat sich in Sicherheit bringen können. Deine Mutter ist weggelaufen.«

Da begann das Mädchen zu lächeln und schüttelte gleichzeitig den Kopf. »Nein, Daddy, nein. Sie ist nicht weggelaufen. Das konnte sie nicht. Sie ist tot.«

»Wie kommst du darauf?«

»Weil ich es gespürt habe. Die Schlange hat sie verschlungen.«

Hendricks war totenblaß geworden. Ein Ruck durchlief seinen Körper. Er stellte sich plötzlich auf die Zehenspitzen und nickte heftig. »Ja!« schrie er. »Ja, sie ist tot! Du hast recht, Kind. Deine Mutter ist

gestorben. Sie wurde von dieser verfluchten Riesenschlange einfach verschlungen. Weg ist sie. Du hast keine Mutter mehr. Überhaupt nicht…«

»Es ist ihre Schuld!«

Eileen Hendricks hatte so laut gesprochen, daß sie die Stimme ihres Vaters übertönte. Der Mann bekam plötzlich weiche Knie. Er schüttelte den Kopf und hatte Mühe, überhaupt einen Satz zu formulieren.

»Was hast du da gesagt? Sie ist selbst schuld? Das kannst du nicht behaupten, Kind. Deine Mutter…«

»Die Schlange ist nicht schlecht.«

Hendricks wußte nicht, was er darauf erwidern sollte. Er konnte es nicht fassen, und das kleine Mädchen mit dem rostroten Haar und den Zöpfen vor ihm wurde ihm plötzlich unheimlich. »Wie kann man so etwas nur behaupten, Eileen? Du machst mir Angst.«

»Ich habe aber recht.«

»Wieso…?«

»Bitte, Dad, stelle jetzt keine Fragen. Ich habe immer gewußt, daß die Schlange kommt. Sieh dir meine Bilder an. In den letzten Tagen habe ich viel gemalt. Ich habe es gespürt. Es ist eine besondere Schlange, und ich glaube auch, daß sie zu mir will.«

»Davon hast du mir nie etwas erzählt!«

»Hättest du mir geglaubt?«

Pernell Hendricks schüttelte den Kopf. Er war ehrlich seiner Tochter gegenüber, aber er wußte auch, daß sie im Haus nicht bleiben konnten. Deshalb drehte er sich um, öffnete die Tür des Kleiderschranks und holte den dicken Anorak hervor. Er schleuderte ihn seiner Tochter zu, die ihn auffing.

»Zieh ihn über, wir müssen weg!«

»Wohin?«

»Vor der Schlange fliehen, Mädchen. Es ist… Es ist nicht gut, wenn wir im Haus bleiben.«

»Daddy, ich habe keine Angst.«

Es war Hendricks egal, ob seine Tochter Angst hatte oder nicht.

Er wollte raus, und Eileen mußte sich fügen. Welche Gründe sie veranlaßt hatten, so zu reagieren, wußte er nicht. Noch hatte er das Kommando in diesem Haus, obwohl er Eileen nicht mehr verstand, denn sie schien in einer völlig anderen Welt gelebt zu haben, und er, der Vater, hatte davon nichts bemerkt. Er lief auf sie zu. Eileen wollte nicht. Sie hatte zwar die gefütterte Jacke übergestreift, aber sie schüttelte den Kopf und wehrte ihren Vater ab.

»Nein, Dad, es hat keinen Sinn. Ich darf das Haus hier nicht verlassen. Ich muß auf sie warten!«

»Das kommt nicht in Frage!« Der Mann keuchte. Hart faßte er seine

Tochter am Gelenk. In seinen Augen stand der Wille zu lesen, es trotz allem zu versuchen.

Und so schleifte er Eileen zur Tür, ohne auf ihre Proteste und Warnungen zu hören.

Bis in den Flur kam er. Mehr lang als breit war dieser Raum in der ersten Etage. Die Treppe lag links der Tür. Dort mußte er hin, ging zwei Schritte und blieb totenbleich stehen.

Auf den Stufen lauerte die Riesenschlange. Sie war lautlos in die Höhe geglitten, der grüne Körper ringelte sich über die Kanten der Stufen, aber die Schlange hatte sich verändert.

Sie besaß den Kopf eines Mannes mit roten Haaren!

***

»Willst du tanzen?« fragte Shao.

Suko schüttelte den Kopf. »Doch jetzt nicht.«

»Du denkst an John.«

»Ja und an Aibon.« Suko saß zwar still auf seinem Platz, doch er ließ seine Blicke durch das Lokal gleiten, da er immer wieder nach Hinweisen suchte, die für ihn unter Umständen wichtig sein konnten. Besonders fixiert war er auf die vier Musiker. Sie bildeten die Gruppe um Ziana, und demnach mußten sie auch mehr von ihr wissen.

Die Frau war gegangen. Sie hatte sich in ihre Garderobe verzogen, aus welchen Gründen auch immer. Wahrscheinlich war sie die Anführerin der Gruppe. Was Ziana sagte, mußten die anderen tun, und nicht umsonst waren sie allein gelassen worden.

Dahinter mußte ein Plan stecken!

»Du bist nervös!«

Suko lächelte und nickte. »In der Tat.«

»Die vier Typen?«

»Auch.«

»Wie lange ist John weg?«

»Erst einige Minuten.«

Shao strich über seine Wange. Im Licht der Disco-Beleuchtung sah ihre Haut noch weicher aus, als sie es tatsächlich schon war.

»Gib ihm noch Zeit, Suko.«

»Das sowieso.«

Die vier Musiker gaben sich völlig normal. Man konnte sie von den übrigen Gästen kaum unterscheiden, denn auch diese waren so angezogen, wie man normalerweise nicht auf die Straße geht.

Zwei von ihnen standen an der Bar. Sie unterhielten sich mit einigen Girls, die hohe Longdrinkgläser in den Händen hielten und das Zeug wegschlürften.

Die Disco-Miezen gaben sich albern. Sie kicherten oft genug, als hätten sie nur Witze gehört.

Shao hatte Sukos skeptischen Blick bemerkt und stieß ihren Freund an. »Die anderen beiden sind ziemlich nah bei uns.«

»Wo?«

»In unserem Rücken.«

Der Inspektor drehte sich nicht um. Shao saß günstiger, sie konnte sie beobachten. »Hast du das Gefühl, daß sie etwas von uns wollen?« fragte er leise.

»Noch nicht. Wenn ich es aber habe, sage ich dir Bescheid.«

»Das wäre gut.«

Dorian Storm durcheilte die Disco. Er gab sich völlig aufgelöst und fuhr mit einem Seidentuch über seine Stirn, um den Schweiß wegzuwischen. Hier mußte einiges schiefgelaufen sein, und Suko entschloß sich, den anderen zur Rede zu stellen.

»Gehst du mit an die Bar?«

»Was willst du da?«

»Mit Storm reden.«

»Meinetwegen.« Shao drückte sich aus dem bequemen Sessel in die Höhe. Suko wartete, bis seine Freundin ihn erreicht und sich bei ihm eingehängt hatte. Sie schlenderten auf die Bar zu.

Einige Paare hatten sich wieder auf der Tanzfläche versammelt.

Die Musik war wesentlich ruhiger geworden. Ein Potpourri aus der West Side Story lud dazu ein, mit dem Partner in den Clinch zu gehen.

An der Bar fanden sie kaum Platz. Auch nicht in der Nähe des Geschäftsführers, der mit mehreren Gästen gleichzeitig sprach und ihnen zu erklären versuchte, weshalb er das Programm hatte ändern müssen.

»Es ist nicht mein Problem gewesen, sondern das der Sängerin. Die Künstler mußten diese Pause haben.«

»Das stand aber nicht fest, als wir die Disco betraten. Sie wollen Umsatz machen und haben erhöhte Getränkepreise genommen.«

»Dafür keinen Eintritt.«

»Trotzdem. Viele von uns fühlen sich betrogen.«

Dorian Storm war von den Gästen in die Zange genommen worden. Er wußte nicht, wie er sich aus dieser Lage herauswinden sollte, wand sich mit Worten und auch körperlich.

Dabei fiel sein Blick auf Suko und Shao. Obwohl der Chinese Polizist war, kam er dem anderen vor wie der berühmte Rettungsanker. »Entschuldigen Sie«, sagte er zu den Gästen und drängte sich an ihnen vorbei. »Bitte, Mister, Sie müssen mich schützen. Die bringen es fertig und lynchen mich!«

Das nahmen ihm weder Shao noch Suko ab. Sie hatten ganz andere Gründe, um mit dem Mann zu reden. Dabei wurden sie sehr genau von den vier Musikern beobachtet, auch das fiel Suko auf.

»Wer ist die Gruppe?« fragte der Inspektor.

»Ich… ich kann es Ihnen nicht sagen. Sie sind plötzlich in gewesen. Ihre Lieder hauen rein.«

»Ja, das haben wir bemerkt. Und weshalb ist die Sängerin verschwunden, Mr. Storni? Was war der wahre Grund dafür?«

»Ich habe keine Ahnung.«

»Das glaube ich Ihnen nicht.«

»Nein, es war nicht so geplant.«

Suko runzelte die Stirn. Konnte er diesem Mann vertrauen, oder konnte er nicht?

»Wie geht das Programm weiter?«

»Ich weiß es jetzt nicht. Es war ein großer Auftritt über 60 Minuten vorgesehen, aber wie es aussieht, werden die Top Fantastics dazu wohl nicht mehr kommen.«

»Und der Chef ist die Frau?«

»Eben.«

»Gibt es noch einen Mann im Hintergrund? Einen Manager vielleicht? Oder einen Agenten?«

»Nicht daß ich wüßte.«

»Dann lebt die Gruppe also im luftleeren Raum?«

Shao hatte die Frage formuliert, und Dorian Storm blieb nichts anderes übrig, als zu nicken.

Shao stieß ihm den rot lackierten Fingernagel gegen die Brust.

»Haben Sie die Leute engagiert?«

»Ich erhielt den Zuschlag. Auch andere Discos wollten sie haben.«

»Und woher stammen sie? Welchen Background gibt es von der Gruppe? Jede hat doch eine Geschichte, die in den entsprechenden Gazetten breitgetreten wird.«

Storm staunte. »Da haben Sie eigentlich recht.«

»Und wie geht es weiter?«

»Überhaupt nicht, Miß. Es geht nicht weiter. Ich… ich bin selbst überfragt. Auch die Top Fantastics müßten einen Background haben. Jetzt, wo Sie es sagen, fällt es mir wieder auf. Andererseits sind sie noch nicht so lange im Geschäft. Sie stiegen wie ein Komet auf. Wenn sich ihre Berühmtheit erst herumgesprochen hat, sieht das alles ganz anders aus. Da werden sich die entsprechenden Blätter schon mit ihren Berichten überschlagen.«

»Trotzdem ist es für mich ungewöhnlich.«

»Ich gebe Ihnen recht.«

»Was meinst du, Suko?«

Auch der Inspektor nickte. Shao hatte da quasi ins Volle getroffen. Ein wenig ungewöhnlich war dieser Aufstieg schon.

Dorian Storm hatte wieder sein Tuch hervorgezogen, um das Gesicht vom Schweiß zu reinigen. »Hätte ich mich doch nur nicht auf diese Sache eingelassen!« flüsterte er. »Aber das Geschäft ist hart, und es

wird immer härter. Du mußt fressen, oder du wirst gefressen. Sie verstehen?«

»Klar!« Suko nickte. Er wollte nicht, daß Storm weiterlamentierte.

Der Inspektor brauchte Fakten. Dazu zählte er das Verschwinden der Sängerin Ziana.

Suko brachte das Gespräch auf dieses Thema. »Ziana ist in ihrer Garderobe verschwunden. Das hatte einen Grund…«

Sofort wehrte Storm ab. »Ich kenne ihn nicht, verdammt. Nein, Sie können mich da nicht festnageln. Wenn Sie mehr über die Frau erfahren wollen, fragen Sie ihre Musiker.«

»Das machen wir nicht!« erwiderte Suko bestimmt. »Ich will etwas von Ihnen, Mr. Storm. Mein Freund hat von Ihnen einen Schlüssel bekommen. Geben Sie mir ebenfalls einen.«

»Das kann ich nicht.«

»Aber Sie müssen doch die Tür öffnen können.«

»Mit dem Generalschlüssel.«

»Überlassen Sie ihn uns.«

Er schüttelte den Kopf.

Suko ließ sich nicht beirren. »Ich möchte nicht dienstlich werden, aber ich finde schon…«

Storm besaß schwache Nerven. »Okay«, flüsterte er. »Sie bekommen den Schlüssel. Ich gebe ihn ab. Aber sorgen Sie dafür, daß hier wieder alles normal weitergehen kann, zum Teufel. Ich erlebe hier einen regelrechten Einbruch. Das bin ich nicht gewohnt. Ich… ich …« Er hatte den Schlüssel hervorgeholt, und Suko nahm ihn an sich.

Shao nickte. Sie ließen Storm stehen. »Irgendwie tut er mir leid«, sagte die Chinesin.

»Ist schon möglich.«

»Dir denn nicht?«

»Mein Gott, ich habe andere Probleme. Die vier Typen, zum Beispiel. Hast du sie gesehen?«

»Nein, die müssen irgendwo in der Nähe stecken oder halten sich verborgen.«

»Mal schauen.« Suko blieb stehen. Leider hatten sie eine ungünstige Stelle erreicht, denn sie befanden sich dicht an der Tanzfläche, und dort wurde ihnen der Blick von den Paaren genommen. Und an der Bar drängten sich die Gäste. Kaum jemand saß noch am Tisch.

»Vielleicht haben sie sich auch verzogen«, meinte Shao.

»Ich glaube das nicht.«

»Hast du einen Grund?«

»Mir kam es vor, als hätte diese Ziana ihre Typen als Aufpasser und Wächter zurückgelassen. Sie ahnt etwas. Ich brauche nur daran zu denken, wie sie John anblickte. Da kann dir heiß und kalt zur gleichen Zeit werden.«

Suko verengte die Augen und schaute dabei auf den Generalschlüssel. »Du denkst an eine Falle?«

»So ungefähr.«

»Dann hätten wir John bewußt hineingehen lassen.«

»Wir können ja jetzt nachsehen.«

Suko lächelte. »Schlaues Mädchen. Diese Sängerin interessiert mich nämlich ungemein.«

Die beiden drängten sich an den übrigen Gästen vorbei. Man hatte sich damit abgefunden, daß es bis zum zweiten Auftritt der »Top Fantastics« wohl noch etwas dauern würde, und spülte seinen Ärger mit zumeist edlen Getränken hinunter.

In der Regel war es Champagner, der perlend in die Kehlen der Leute floß.

Nahe der Tür zum Garderobengang brannte nur eine ziemlich schwache Leuchte. Ihr Streulicht fiel als runder Fleck auf den Boden. Suko mußte sich bücken, um das Schloß zu finden. Shao stand neben ihm. Sie blickte zurück, stieß Suko heftig, so daß er diese Warnung verstand und sich hochdrückte.

Die Chinesin brauchte nichts zu kommentieren. Suko sah selbst, was sich innerhalb weniger Sekunden ereignet hatte.

Die Sänger waren da, und sie standen hinter ihnen wie eine drohende Mauer…

***

Weder Shao noch Suko sprachen ein Wort. Sie schauten sich die Typen an, sahen ihre Gesichter aus der Nähe, und plötzlich hatten beide das Gefühl, daß diese Kerle zwar als Musiker auftraten, aber keine waren.

Vom Alter her paßten sie schon nicht in den Rahmen. Die Mitglieder der meisten Popgruppen waren jünger, zwischen 20 und 25, diese hier hatten die 30 längst überschritten. Im Kunstlicht war dies nicht so genau zu erkennen gewesen, jetzt aber, aus der Nähe betrachtet, gab es keinen Zweifel daran, daß sich hinter den vier Typen wohl etwas anderes verbarg.

Dennoch ließen sich die zwei nichts anmerken. Suko fragte sogar sehr freundlich: »Sie wünschen?«

»Wo wollen Sie hin?«

»Geht Sie das etwas an?«

»Ja.«

»Und wieso?«

»Wir wollen nicht, daß einer von Ihnen die Garderobe unserer Sängerin betritt.«

Suko spürte Shaos Finger an seinem Arm. Die Chinesin suchte Schutz. Sie fürchtete sich vor diesen Menschen, denn die vier verbreiteten eine

Aura, die ihr überhaupt nicht gefiel.

»Haben Sie hier das Hausrecht?«

Der Sprecher der Musiker, es war der mit dem grünen Stirnband im weißen Haar, nickte. »Das haben wir uns genommen. Wir bestimmen, wann wir auftreten und wann nicht.«

»Dann kann man Sie als vertragsbrüchig bezeichnen.«

»Das geht Sie wohl nichts an. Gehen Sie wieder auf Ihre Plätze. Was hinter dieser Tür geschieht, hat Sie nicht zu interessieren.«

»Und wenn wir Ihrem Ratschlag nicht folgen?«

»Sehen wir uns gezwungen, zu anderen Maßnahmen zu greifen. Es ist auch in Ihrem Interesse.«

»Sie denken an Gewalt?«

»Nicht unbedingt. Es wird eine Bestrafung sein. Sie können auch kalte Rache dazu sagen.«

Suko zeigte keine Angst. Er schätzte die Kräfte der vier ab. Wenn er schnell war, mußte er sie überwältigen können, und sichtbar trugen sie keine Waffen.

»Es ist unser Ernst«, erklärte der Mann mit dem grünen Stirnband. »Verschwinden Sie jetzt!«

»Nein!«

Da handelten die vier.

Suko hatte sich schon vorwerfen wollen, stoppte aber im letzten Augenblick, denn die Musiker griffen ihn nicht offen und körperlich an. Sie taten es auf eine andere Art und Weise.

Plötzlich öffneten sie die Fäuste, so daß Suko und Shao die Handflächen sehen konnten, auf denen etwas lag.

Vier Steine. Grün in der Farbe und so groß, daß sie die Handflächen fast bedeckten.

Jetzt wußten beide Bescheid. Die Männer, die vor ihnen standen, waren die Abgesandten des Landes Aibon, die Hüter dieser rätselhaften Welt, die Beobachter – kurzum, die Männer in Grau!

***

Der Sog hatte mich voll erwischt. Das Kreuz mußte gewaltig gewachsen sein, um zu einem Gebilde werden zu können, das mich einfach mitriß. Hinein in eine fremde, andere Welt, in ein Loch zwischen den Zeiten und Dimensionen, in den Krater des Nichts.

Eine Zeitreise?

Ich hätte es nicht mit Bestimmtheit sagen können. Ichkannte Zeitreisen. Einige Male schon hatte ich sie erlebt und war hineingezogen worden in einen Strudel, für den ich keine Erklärungen besaß.

Auch jetzt riß man mich weg, man spielte mit mir, andere Kräfte umgaben mich, und sie kamen von verschiedenen Seiten auf mich zu.

Ich wurde gepackt, gezerrt, ich hörte das Lachen einer Frau, das irgendwo verhallte, und flog weiter in die Leere hinein.
Automatisch hatte ich die Augen geschlossen. Es war eine Art von Schutzreaktion, aber jetzt, als ich mich ein wenig an diese Reise gewöhnt hatte, riß ich sie wieder auf.
Da war schon alles vorbei.
Ich stand auf einem festen Boden, nahm die mich umgebenden Umwelteinflüsse wahr, spürte den Wind, der kühl in mein Gesicht fuhr und die Haare in die Höhe wirbelte. Ich spürte auch die Kälte einer Januarnacht und fröstelte. Langsam gewöhnten sich meine Augen an die Finsternis. Ich hielt sie offen, zwinkerte und konnte trotzdem erst allmählich die über mir liegenden und sich verteilenden Schatten erkennen, die wie lange, dürre Totenfinger wirkten.
Wenig später sah ich besser. Es waren keine Totenfinger, die drohend über mir schwebten, sondern knorrige Äste. Ich stand unter ihnen auf einem weichen Boden, der vom harten Wintergras bedeckt war und einen Teppich aus Laub zeigte.
Vor meinen Lippen dampfte der Atem. Er stieg warm an meinem Gesicht hoch. Noch immer war ich ein wenig benommen, und als ich die ersten Schritte ging, verspürte ich ein Schwindelgefühl.
Es legte sich schnell, so daß ich daranging, meine Umgebung näher in Augenschein zu nehmen.
War ich in Aibon gelandet?
Der Wald und der weiche Untergrund ließen darauf schließen.
Aber ich erinnerte mich sehr genau an Aibon, an das Paradies der Druiden, das auch ein bestimmtes Klima hatte. Jedesmal, wenn ich dort gewesen war, hatte ich den wunderschönen warmen Frühling erlebt. Sehr sanft, sehr weich und freundlich.
Hier war es kalt.
So kalt wie in London.
Also mußte ich mich noch in meiner Welt und in der Gegenwart befinden. Nur eben an einem anderen Ort, zu dem mich die magische Kraft hinteleportiert hatte.
Seit einiger Zeit besaß ich eine neue Lampe. Sie war zwarklein, aber ihr Licht wurde von einer dieser Halogenlampen abgegeben.
Ich holte die Lampe hervor und schaltete sie ein.
Der gebündelte weiße Strahl zerschnitt die Dunkelheit und tauchte ein ins Unterholz. Er holte die Baumstämme aus dem Finstern, die aussahen wie die knorrigen Beine eines gewaltigen Riesen.
Geisterhaft war er, und er paßte irgendwie auch in diesen nächtlichen Wald.
War jemand in der Nähe?
Ich wußte es nicht genau, sah auch keinen, hatte aber trotzdem das Gefühl, nicht allein zu sein. Wahrscheinlich die Sängerin

»mitgekommen«. Allerdings brauchte sie sich nicht unbedingt in meiner Nähe aufzuhalten. Vielleichthatte man mich bewußt an einen anderen Platz geschafft als sie.

Meine Überlegungen wurden unterbrochen, als ich etwas hörte.

Es war eine Melodie.

Das Aibon-Lied… Ein leises, fernes Glockenspiel drang an meine Ohren. Wunderschön anzuhören und doch für mich in diesem Moment irgendwie unheimlich klingend, so daß mir eine Gänsehaut über den Rücken rann.

Erinnerungen wurden wach. Gedanken an Aibon…

Ebenfalls an ein geheimnisvolles Glockenspiel, das durch den Wald schwang. Ich sah mich wieder in der Welt stehen, dem Glockenspiel zuhörend, und hatte wenig später das Glück gehabt, ein engelähnliches Wesen zu sehen, das auf einem Schimmel ritt und vom Klang der Glocken begleitet wurde.

Eine Elfe möglicherweise, vielleicht ein Engel, aber keiner wie einer der Erzengel, der seine Zeichen auf meinem Kreuz hinterlassen hatte, denn ich dachte daran, wie Aibon der Legende nach entstanden war.

Eine Elfe möglicherweise, vielleicht ein Engel, aber keiner wie einer der Erzengel, der seine Zeichen auf meinem Kreuz hinterlassen hatte, denn ich dachte daran, wie Aibon der Legende nach entstanden war.

Damals, als alles begann, gab es bereits Gut und Böse. Das Böse, an der Spitze Luzifer, lehnte sich gegen das Gute auf. Es kam zum großen Kampf, den die Engel gewannen. Das Böse stürzte in die ewige Verdammnis. Und auf dem Weg dorthin waren einige der Getreuen »hängengeblieben«, Engel und geisterhafte Wesen, die nicht voll den abtrünnigen Luzifer unterstützt hatten. Sie waren in einer anderen Welt gelandet, in einem rätselhaften Reich, das den Namen Aibon bekommen hatte.

Dort wurden die Legenden und Sagen der Menschen wahr. Dort gab es tatsächlich die Wesen, über die in Märchenbüchern geschrieben wurde. Und jetzt sollte ich es auf der Erde erleben, in meiner Zeit, vielleicht nicht einmal weit von London entfernt?

Ich wartete ab und drehte meinen Kopf in die Richtung, aus der der Klang kam. Auch die Hand mit der Lampe hatte ich dorthin bewegt und sah zwischen den Büschen und den Stämmen der Bäume die Bewegung.

Da kam ein Reiter!

Nein, es war eine Reiterin, ein gefallener Engel. Ich hielt noch immer mein Kreuz fest und spürte, daß es sich erwärmt hatte. Die magische Ausstrahlung des gefallenen Engels, auch Elfe genannt, war von ihm genau registriert worden.

Wie damals in Aibon, so trug auch dieses Wesen eine Kette aus kleinen Glocken um den Hals, und wie damals verspürte ich auch hier

so etwas wie Ehrfurcht, als ich dem Wesen entgegenschaute.

Es hatte mich ebenfalls entdeckt, hielt seinen Schimmel an und drehte sich auf dem Rücken des hellen, ebenfalls durchscheinend wirkenden Pferdes.

Wir blickten uns in die Augen.

War es der gleiche Engel, den ich in Aibon gesehen hatte? Das war mit Bestimmtheit nicht zu sagen, denn irgendwie glichen sich die Wesen alle. Man konnte sie schlecht auseinanderhalten. Sie waren einfach zu gleich. Die Gesichter feingeschnitten, strömten sie eine gewisse Ruhe und Gelassenheit aus, die uns Menschen fehlte.

Ich war damals auf den Rücken des Schimmels gestiegen und mit ihm in die Lüfte geritten.

Würde mir jetzt das gleiche bevorstehen?

Die Elfe sprach nicht. Auf ihrem Rücken wuchsen dünne Flügel.

Im Licht der Lampe sahen sie aus wie kostbares Glas.

Ich wußte nicht, was sie vorhatte. Einen Grund für ihr Erscheinen mußte es geben, deshalb nickte ich ihr zu. »Was willst du?« fragte ich nach dieser Geste.

Ich erhielt eine Antwort. Es war ein Hauch, fast so wie der Klang der kleinen Glocken. Es schwang mir entgegen, und ich mußte mich konzentrieren, um sie zu verstehen. »Ich suche die Schlange…«

»Ziana?«

»Nein, nicht nur sie, auch ihn.«

»Wen meinst du?«

»Es ist der rote Ryan!«

Die letzte Bemerkung hatte mich getroffen. Der rote Ryan sollte hier sein und nicht in Aibon. Die Elfe mußte wohl mein erstauntes Gesicht bemerkt haben, denn sie erklärte mir die Zusammenhänge.

»Der rote Ryan ist von seiner Schwester verflucht worden. Er wurde zum Mutanten und ist nicht nur äußerlich ein anderer, auch innerlich hat er sich gewandelt. Vom Pfad des Rechts wich er ab. Er gelangte in diese Welt und tötete einen gefallenen Engel. Anschließend eine Frau, und ich bin gekommen, um diesem Morden Einhalt zu gebieten.«

»Du wirst den roten Ryan töten?«

»Ich will, daß er erlöst wird.«

»Wie?«

»Es gibt jemanden, der es kann. Ein Kind. Es wohnt nicht weit von hier. Ein kleines Mädchen mit einer großen Phantasie. Dieses Kind muß ich finden.«

»Weiß das auch Ziana?«

»Ja, sie hat es erfahren.«

»Dann wird sie versuchen, das Mädchen zu töten. Denn sie will nicht, daß der rote Ryan wieder so wird wie früher. Sie selbst hat es mir gesagt, und ich glaube ihr.«

»Daran tust du gut. Ziana ist schlecht, sehr schlecht sogar…«
»Und sie will den Dunklen Gral.«
»Ja, auch die letzten Geheimnisse des Landes Aibon sollen gelüftet werden. Zusammen mit dem Rad der Zeit gibt der Dunkle Gral das, von dem die Menschheit immer träumte.«
»Und das wäre?«
Da lächelte die Elfe weise. »Wenn ich es dir sagen würde, täte ich dir keinen Gefallen damit. Du mußt es herausfinden. Wenn du es tatsächlich schaffst, bist du auch würdig genug, die letzten Geheimnisse zu ergründen…«
Diese Antwort befriedigte mich natürlich nicht. Letzte Geheimnisse! Das hörte sich an wie den Tod überwinden oder immer zu leben und jung zu bleiben.
Verrückt war das. Auch Hector de Valois hatte etwas mit dem Dunklen Gral zu tun gehabt, aber er war auch gestorben und hatte sein Geheimnis nie erfahren können.
»Das Böse steckt in der Schlange!« vernahm ich die Stimme des gefallenen Engels. »Seit Urzeiten ist die Schlange verflucht worden. Sie hat weder Beine noch Hände. Sie mußte sich auf dem Boden bewegen und durch den Staub kriechen und immer damit rechnen, von größeren Lebewesen zertreten zu werden. Aber sie hat sich entwickelt, sie kann sich wehren, sie ist falsch geworden. Sie tut so harmlos, doch die Menschen fallen immer wieder auf sie herein. Hüte dich vor der Schlange, John Sinclair!«
Wieder klangen die Glocken. Aber diesmal, weil die Elfe ihren Schimmel um die Hand drehte und davonritt. Wieder sah ich ihr fasziniert nach. Dabei hatte ich das Gefühl, als würden die Beine des Tieres den Boden gar nicht berühren. Zudem hörte ich kein Geräusch. Es war tatsächlich ein Geistwesen, das davonritt.
Begleitet vom Spiel der Glockenkette. Die Melodie wurde leiser.
Ein letztes Mal schwang sie noch durch den Wald, dann verstummte sie, und ich war wieder allein.
Erst jetzt erwachte ich aus meiner Erstarrung. Aber hatte es Sinn, hinter der Gestalt herzulaufen?
Nein, ich mußte meinen eigenen Weg gehen. Die Elfe hatte mir sehr gute Informationen gegeben. Von einem kleinen, geheimnisvollen Mädchen hatte ich erfahren. Es mußte der Schlüssel zu diesem Fall sein, aber ich kannte weder den Namen der Kleinen noch deren Wohnort.
Allerdings konnte ich mir kaum vorstellen, daß die Elfe einen langen Weg in Kauf nehmen wollte, um den roten Ryan zu retten.
Deshalb ging ich davon aus, das Mädchen in der Nähe zu finden.
Zunächst einmal versuchte ich, einen Weg aus dem Wald zu finden. Das war in der Dunkelheit gar nicht so einfach. Es blieb mir nichts

anderes übrig, als mich in die Büsche zu schlagen. Manchmal braucht der Mensch Glück. In diesem Fall hatte ich es, denn ich stieß auf einen Weg, der mich aus dem Wald hinausbrachte, so daß ich plötzlich auf ein freies Feld blickte, das vor mir lag.

Jenseits des Ackers standen Häuser.

Jedenfalls schimmerten dort Lichter.

Und wenn mich nicht alles täuschte, wehte der Wind sogar den Klang heller, kleiner Glocken zu mir heran…

***

Die Schlange hatte einen Menschenkopf!

Dieser eine Satz, diese Tatsache schrillte im Hirn des Mannes, der sekundenlang wie angegossen auf dem Fleck stand, danach tief Luft holte und rückwärts ging.

Es waren Bewegungen, die eher zu einem Roboter gepaßt hätten als zu einem Menschen, und er blieb erst stehen, als er mit dem Rücken die offene Zimmertür seiner Tochter erreicht hatte und gegen die Kante stieß.

Erst jetzt wurde ihm bewußt, daß Eileen sich nicht gerührthatte.

Sie stand dicht vor der Treppe und blickte der dort liegenden Schlange genau ins Gesicht.

Pernell Hendricks holte tief Luft. Er wollte sprechen, räusperte sich zunächst und flüsterte dann: »Eileen, komm zurück. Komm her zu mir!«

Sie hörte nicht, vielleicht wollte sie auch nicht hören, denn sie blieb stehen.

Pernell Hendricks verstand die Welt nicht mehr. Seine Hand, die gegen das Türfutter gestützt war, zitterte.

»Eileen, komm!« Noch einmal versuchte er es.

»Nein, ich muß bleiben!« Sie antwortete, ohne sich dabei nach ihrem Vater umzudrehen.

»Warum?«

»Ich spüre es. Es geht nicht so einfach. Ich kann nicht weg. Man braucht mich hier. Ja, man braucht mich.«

»Wer braucht dich?«

»Die Schlange!«

Hendricks lachte. Es war ein Unding, wenn sie so sprach. Eine Schlange brauchte keinen Menschen, höchstens als Opfer und nicht, wie Eileen vielleicht vermutete, als Helfer.

Überhaupt kam ihm die Szene so ungewöhnlich vor. So anders, so wenig real. Eine Schlange im Haus. Wer konnte darüber schon etwas sagen, und wer würde ihm glauben?

Hendricks mußte etwas tun. Seine Tochter brauchte ihn. Er würde sie trösten müssen, mit ihr reden.

Deshalb ging er zu ihr. Wieder mit angstklammem Herzen, und neben Eileen blieb er stehen. Nichts hatte sich verändert. Er starrte über die Kanten der Stufen hinweg und sah die Schlange auf der Treppe liegen. Erst jetzt kam er dazu, sich das Gesicht und den Kopf anzusehen.

Der Schädel wuchs aus dem Körper. Er war praktisch nahtlos integriert. Fast feuerrote Haare wuchsen wie erstarrte Flammen auf dem Kopf. Die Gesichtszüge wirkten wie verschoben, die Augen standen weit offen, und Hendricks erkannte die grünen Pupillen.

»Wer ist das?« flüsterte er.

»Ein Freund.«

»Du kennst ihn?«

»Ja, ich erkenne ihn. Ich habe ihn gesehen.«

»Wo denn?«

»In meinen Büchern. Deshalb ist er auch zu mir gekommen. Ich habe in meinem Zimmer die Bücher stehen, in denen ich immer die schönen und unheimlichen Geschichten über andere Länder lese. Und den Mann mit den roten Haaren kenne ich. Er ist der rote Ryan. Über ihn gibt es viele Sagen und Legenden, Daddy.«

»Welche?«

»Die aus Irland und so…«

»Das… das glaubst du?«

»Siehst du ihn denn nicht?«

»Natürlich.«

Eileen deutete nach vorn. »Schau dir mal sein Gesicht an. Da ist alles verzerrt, in den Zügen steckt die Qual. Er will keine Schlange sein. Ich habe mit ihm gesprochen. Er drang in meine Gedanken. Er ist nur verflucht. Schlecht ist er nicht.«

Als der Mann die Worte seiner Tochter hörte, stand er kurz vor dem Durchdrehen. Bisher hatte er sich mit seinen Kommentaren zurückgehalten, das änderte sich nun.

»Was hast du da gesagt? Er ist nicht schlecht? Er soll nicht schlecht sein? Diese komische Riesenschlange hier?«

»Ja.«

»Verdammt noch mal, Eileen…« Und jetzt brach es aus ihm hervor. »Er hat deine Mutter getötet. Hast du verstanden? Er tötete deine Mutter. Und da behauptest du, daß er nicht schlecht sei?«

Sie reagierte nicht, gab keine Antwort auf die letzte Bemerkung ihres Vaters.

Hendricks faßte sie an, drehte sie herum, schüttelte sie durch und blickte in ihr Gesicht. »Hast du mich nicht verstanden, Eileen? Sie hat deine Mutter getötet. Deine Mutter. Sie hat sie gefressen! Das ist die Wahrheit. Ich wollte sie dirnicht sagen, aber jetzt muß ich es tun, zum Teufel! Das ist die reine Wahrheit!«

»Ich habe dich schon verstanden, Dad!«

»Okay, das ist ja wunderbar. Was sollte ihn davon abhalten, dich nicht zu verschlingen?«

»Weil ich ihm helfen kann.«

»Toll, und wie?«

»Das sage ich dir nicht. Aber du solltest weggehen, Dad.« Sie begann plötzlich zu weinen. »Man weiß nicht, was die Schlange noch vorhat. Du bist nicht ihr Freund. Ich sagte ja, eigentlich ist sie nicht böse. Aber es gibt Dinge, die sie so böse gemacht haben. Der rote Ryan ist lieb. Er kann mein Freund werden…«

Der Mann wollte etwas sagen. Die Worte aber blieben ihm im Halse stecken. Er hatte über den Kopf seiner Tochter hinweggeschaut und erkannt, daß sich bei der Schlange etwas tat. Zwar ringelte oder schob sie sich nicht weiter vor, aber in ihrem menschlichen Gesicht zuckten die Muskeln und lief ein Zittern über die Haut. Es sah so aus, als wollte die Schlange die Initiative ergreifen.

Hendricks hatte so viel in den letzten Minuten erlebt, daß ihm plötzlich alles egal war. Er wußte genau, diese Schlange war ihm über, und er verstand auch seine Tochter nicht mehr, daß sie sich mit dieser mutierten Bestie auf eine Stufe stellte.

Er nickte. »Ja«, sagte er, »ja, du hast recht. Ich werde hier verrückt, aber du hast recht. Tu, was du nicht lassen kannst. Nimm deine Schlange, ich wollte dir helfen, aber ich kann nicht mehr.«

»Warte woanders, Dad!«

Er ging zurück. Es gab noch mehrere Zimmer auf dieser Etage.

Unter anderem ein Bad und den Raum, in dem seine Frau und er geschlafen hatten.

Eileen aber kümmerte sich nicht mehr um ihren Vater. Sie beugte sich vor und legte ihre Hände auf die Oberschenkel der zusammengepreßten Beine. Fast hypnotisch scharf blickte sie die Schlange an. »Willst du nicht zu mir kommen?« fragte sie.

Der Kopf mit den roten Haaren bewegte sich nickend. Eileen lächelte knapp, bevor sie sich umdrehte und der Schlange den Rücken zuwandte. Sie verspürte keine Furcht. Stolz schritt sie durch den Gang auf ihre Zimmertür zu.

Hendricks war in der Türnische des Schlafzimmers stehengeblieben. Erst hatte er weglaufen wollen, dann war ihm eingefallen, daß er seine Tochter nicht allein lassen konnte, und so stand er an der Schlafzimmertür, um die Szene zu beobachten.

Die Schlange ringelte sich vor. Sie schob sich lautlos über den Boden und wirkte trotz ihres übergroßen Umfangs ungewöhnlich geschmeidig. Dabei hatte sie das vordere Drittel ihres Körpers so weit erhoben, daß der Kopf aufrecht stand. Der Beobachter in der Tür konnte ihm direkt in das Gesicht sehen.

Noch immer wirkte es verzerrt. Es hatte gleichzeitig aber einen wissenden Ausdruck angenommen. Hendricks war ehrlich genug, um sich einzugestehen, auf den Zügen auch eine gewisse Hoffnung zu lesen, die das Wesen erfüllte.

Die feuerroten Haare leuchteten wie ein Fanal. Sie wirkten beinahe auch wie Schlangen, und in die Haut hatten sich tiefe Falten eingegraben.

So glitt die Schlange voran.

Eileen war längst verschwunden. Dafür hörte Hendricks ihre Stimme. Sie rief und lockte. »Bitte, komm her, roter Ryan. Ich warte auf dich. Komm ins Zimmer.«

Die Schlange kümmerte sich nicht um den Zeugen, sondern drehte ab. Ihren Körper drückte sie nach rechts, so daß sie über die Schwelle und in das Zimmer hineingleiten konnte.

Nur ein leises Schaben war auf dem Teppichboden zu hören, als sich die Schlange über den Flur und in das Kinderzimmer hineindrängte. Sie verschwand, und Hendricks stand da, ohne sich zu rühren.

Er fühlte sich wie jemand, der nur beobachtete, selbst aber nicht eingreifen konnte und auch dabei war, seinen Körper zu verlassen.

Ihm kam alles so unwirklich vor. Er konnte es nicht begreifen und hatte das Gefühl, zwei Personen zu sein.

Was sollte er tun?

Zunächst einmal blieb er stehen. Hendricks fürchtete sich davor, den Platz zu verlassen und in das Kinderzimmer zu gehen. Der Druck in seinem Magen wollte ebenfalls nicht weichen. Wenn er Luft holte, drohten seine Lungen zu zerplatzen.

Er konnte nicht laufen, ohne sich abzustützen. Deshalb schabte seine Hand auch an der Tapete entlang.

Vor Eileens Zimmer blieb Pernell Hendricks stehen. Er hatte den Mund geöffnet und holte noch einmal tief Luft. Diesmal klappte es viel besser. Die roten Kreise vor seinen Augen verschwanden, im hinteren Teil des Schädels breitete sich der Druck weiter aus und zog als ziehender Schmerz bis in den Nacken.

Sollte er hineingehen?

Die Tür stand offen. Er riskierte es, drehte den Kopf und blickte in das Zimmer.

Er sah Eileen und die Schlange.

Beide verstanden sich prächtig. Nie würde der Mann dieses Bild vergessen. Seine Tochter saß auf ihrem Stuhl vor dem Schreibtisch.

Die Schlange streckte sich auf dem Boden aus, aber ihren Kopf hatte sie so gedreht, daß er auf dem Schoß des Mädchens lag.

Eileens Finger fuhren durch das feuerrote Haar. Sie sprach Worte, die ihr Vater nicht verstand. Sie waren einzig und allein an den roten Ryan gerichtet, den sie erlösen wollte.

Obwohl sie Pernell sehen mußte, ging ihr Blick durch ihn hindurch. Seine Tochter, das erkannte der Mann glasklar, war für ihn eine Fremde geworden.

Er zog sich zurück. Plötzlich wußte er genau, daß er in seinem Haus nichts mehr zu suchen hatte. Er war ein Fremder zwischen seinen eigenen vier Wänden. Jemandanderer hatte die Kontrolle übernommen. Um wen es sich dabei handelte, konnte er nicht mit Gewißheit sagen. War es die Schlange, war es vielleicht ein ihm unbekannter Zauber? Er glaubte mittlerweile an alles. Wer so etwas durchgemacht hatte, dem war nichts mehr fremd, und den konnte auch nichts überraschen.

Er schritt die Treppe hinab und mußte sich am Handlauf abstützen. Fast hatte er das Gefühl, kein Mensch mehr zu sein, weil er alles so automatisch tat.

Das Gehen, die Bewegungen seines linken Arms, seine Gedanken. Am Ende der Treppe drehte er sich nach rechts, da er ins Wohnzimmer wollte, um dort einige Dinge zu überdenken. Er spürte den kalten Hauch, der durch die zerstörte Fensterscheibe drang, aber der störte ihn nicht einmal. Er fiel in den Sessel, blieb dort sitzen und drehte den Kopf nach rechts, wo sich die Bar im Schrank befand.

Auf der Straße waren Stimmen zu vernehmen. Das mußten Nachbarn sein, die das zerstörte Fenster entdeckt hatten. Die Leute trauten sich aber nicht, anzuklingeln. Sie riefen.

»Ja, ja, schon gut!« brüllte Hendricks zurück. »Ich habe es bereits gesehen. Das wird repariert!« Neugierige Ärsche, dachte er und begann gleichzeitig zu lachen. Wenn die wüßten, daß in seinem Haus eine Riesenschlange hockte, würden sie allesamt fluchtartig die Gegend verlassen und sich woanders ansiedeln.

Pernell Hendricks stand auf. Er holte Flasche und Glas. Sitzend schenkte er ein. In das Gluckern der Flüssigkeit hinein erklang sein hartes Lachen.

Noch nie war er innerhalb kurzer Zeit so sehr von einem Extrem in ein anderes gefallen. Für ihn sah die Welt einmal hell und strahlend aus, dann wieder düster und schwarz.

Pernell Hendricks trank. Er setzte das Glas an und spürte den Whisky an seinen Lippen. Er brannte, aber das machte ihm nichts.

Hendricks brauchte den Alkohol. Was er damit betäuben wollte, wußte er selbst nicht genau. Auf jeden Fall trank er das Glas bis zur Hälfte leer, verschluckte sich noch, hustete und schaffte es erst, sich nach einer Weile zu fangen. Mit hochrotem Kopf blieb er sitzen. Seine Augen füllten sich mit Tränen, er verzog den Mund, nahm wieder einen kräftigen Schluck und blieb danach wie eine Statue sitzen.

Er hatte etwas gehört.

Es waren Schritte, und die drangen wahrlich nicht von draußen an

seine Ohren, sondern mußten im Haus aufgeklungen sein.

Da war jemand!

In noch immer sehr steifer Haltung drückte er seinen Körper vor und stierte auf die Tür. Er spürte die Kälte auf seinem Rücken. Sie lag dort wie eine Gänsehaut.

Plötzlich verstummte das Geräusch.

Der ungebetene Besucher wartete ab. Wahrscheinlich stand er zwischen Küche und Flur. Er wußte wohl nicht, wo er hingehen sollte, und Hendricks sah auch keinen Grund, nach ihm zu rufen.

Wenig später vernahm er die Schritte erneut. Diesmal kamen sie auf das Wohnzimmer zu, und plötzlich tauchte in der Tür die Gestalt auf. Es war ein hochgewachsener blonder Mann.

Sie sahen sich an.

Pernell Hendricks hatte das Gefühl, seziert zu werden. Irgendwie schämte er sich, daß er getrunken hatte, denn der Fremde machte auf ihn den Eindruck eines Besuchers, der genau wußte, was er wollte.

»Guten Abend!« hörte Hendricks die Stimme.

»Ja und?« Er sprach mit einer Stimme, die ihm selbst fremd vorkam. »Wer sind Sie, und was wollen Sie?«

»Ich bin gekommen, um Ihnen zu helfen, Mister. Mein Name ist Sinclair, John Sinclair…«

***

Suko und Shao wußten Bescheid. Sie kannten die Männer in Grau, und sie taten – nichts. Sie standen da, starrten auf die Steine in den Händen der Besucher und wußten, daß sie machtlos waren. Die Macht befand sich in den Händen dieser Männer. Denn die Steine besaßen eine ungeheure Kraft. Sie konnten Menschen vernichten, aber auch Dämonen und andere schwarzmagische Wesen. Wo die Männer in Grau auftauchten, gab es immer Probleme, die sich unmittelbar um Aibon drehten.

Suko faßte sich als erster und nickte. »Ja«, sagte er. »Ja, ich weiß Bescheid. Sie werden mit uns keinerlei Probleme haben.«

»Das dachten wir uns auch«, erklärte der Typ mit dem grünen Stirnband im Haar. Mit der freien Hand deutete er auf die Tür. »Ihr wolltet zu Ziana?«

»Sicher.«

»Wir werden euch begleiten.«

»Und dann?«

»Nichts«, wurde den beiden erklärt. »Gar nichts. Wir müssen ein Auge auf sie haben.«

Suko lachte leise. »Falls sie euch noch nicht reingelegt hat. Ich traue ihr alles zu.«

»Du weißt mehr?«

»Nein, ich nehme es nur an. Außerdem wißt ihr selbst, daß wir beide nicht allein gekommen sind. Ihr kennt John Sinclair, wenn ihr die Männer in Grau seid.«

»Ja, wir sahen ihn.«

»Er ging zu ihr.«

Nach dieser Antwort sahen sich die vier an. Das hatten sie wohl nicht erwartet.

Wieder sprach der Mann mit dem Stirnband. »Um so besser«, sagte er. »Es wird Zeit für uns, daß wir verschwinden.« Er streckte seine Hand aus. »Du hast den Schlüssel, Chinese. Gib ihn her.«

Suko sah keinen Grund, dies zu verweigern. Er reichte den Türschlüssel rüber.

Shao stand neben ihm und blickte zu Boden. Trotz der Wärme war ihr kalt geworden. Manchmal tanzten auch rote Flecken der Aufregung über ihre Wangen. Gern hätte sieetwas gesagt, doch sie preßte die Lippen zusammen und hielt den Mund.

Der Mann in Grau öffnete die Tür. Mit dem Fuß drückte er sie nach innen. Shao und Suko wurde der Vortritt überlassen. Sie betraten den Garderobengang und konnten, da dieser breit genug war, nebeneinander hergehen. Shao faßte nach der Hand ihres Freundes. Sie ging an seiner rechten Seite und hatte den Kopf ein wenig nach links gedreht. »Können wir nicht etwas tun?« hauchte sie.

»Wie denn?«

»Ich meine, du hast doch den Stab!«

»Natürlich, aber den setze ich nicht ein, weißt du. Die Männer in Grau sind nicht unsere Feinde, auch wenn es so aussieht. Sie sind eine Art Polizei. Wenn sie erscheinen, ist etwas im Busch.«

»Und weshalb haben sie sich in der Nähe dieser Frau aufgehalten? Wollten sie, daß Ziana…?«

Shaos Worte waren gehört worden. In ihren fragenden Satz hinein erklang die nächste Antwort. »Nein, wir wollten nicht, daß es so kommt. Wir wollten sie unter Kontrolle halten. Wir wußten, daß sie Schreckliches getan hat. Sie erweckte Aibons Schlangenzauber und schaffte es sogar, den roten Ryan mit hineinzuziehen. Das ist es, was uns störte. Sein Schicksal wird sich nicht in Aibon entscheiden, sondern hier auf der Erde. Wir wollen ihm nur helfen.«

Suko blieb stehen. Natürlich kannte er den roten Ryan. Zusammen mit seinem Freund John hatte er einige üble Erfahrungen gesammelt, was diese Person anging. Damals war es um die Bluthand aus dem Jenseits gegangen. »Was ist mit dem roten Ryan geschehen?«

»Man hat ihn verflucht.«

»Und wer?«

»Es war Ziana. Sie gehört zu den Dienern des abtrünnigen Druiden Guywano. Sie will einfach sehr viel. Das Geheimnis des Dunklen Grals

soll gelüftet werden. Sie allein will dies, habt ihr verstanden? Und das können wir nicht zulassen.«

»Vielleicht habt ihr es schon.«

»Möglich.«

»Und weshalb diese Verkleidung? Die Popgruppe, die ihr gegründet habt? Was sollte das?«

»Wir wollten uns bewegen können, ohne daß es auffällt. Das war der einzige Grund. Und wir mußten locken. Unser Song *Aibon* ist nicht umsonst geschrieben und auch gesungen worden. Er war gewissermaßen eine Initialzündung für uns. Der rote Ryan wird es gehört haben und hat Aibon verlassen. Durch den Text und vor allen Dingen durch die Melodie, die ja seine ist, hat er erfahren, wo sich sein Schicksal entscheidet. Es gibt, nicht weit entfernt, ein kleines Waldstück, das eine magische Keimzelle besitzt. Ein alter Druidenzauber hat vor langer Zeit dort gewirkt. Wir haben es wieder aktiviert. Und dort wird auch der rote Ryan erschienen sein. Aber nicht mehr so wie früher. Der Fluch hat ihn verändert. Er hat die Seiten gewechselt.«

»Heißt das, er dient nun dem Bösen?«

»Ja, den Kräften in Aibon, die wir nicht wollen. Er wird auch töten, ohne etwas dafür zu können. Er ist grausam, aber ich kann euch nicht davor bewahren.«

»Dann habt ihr versagt!« stellte Suko trocken fest.

»Es stimmt!« wurde ihm geantwortet. »Aus diesem Grund versuchen wir zu retten, was noch zu retten ist. Öffne die Tür!«

Das tat Suko. Allerdings nicht hastig. Hinter der Tür konnte möglicherweise etwas Schreckliches lauern, deshalb berührte er vorsichtig die Klinke und drückte sie sehr langsam nach unten.

Die Männer in Grau drängten ihn nicht. Sie waren nur vorgekommen und hatten die beiden in die Zange genommen.

Spaltbreit stand die Tür offen, als es plötzlich geschah. Durch den Spalt quoll eine Masse.

Zunächst glaubten Shao und Suko, daß es sich um einen Schleim handelte. Aber Schleim ringelte und bewegte sichnicht. Was da durch den Spalt drang, waren Körper. Kleine, glatte Schlangenkörper.

***

Sie saß da und weinte. Eileen spürte den Kopf des Mannes in ihrem Schoß und dachte, während ihr die Tränen über das Gesicht liefen, ich muß ihn erlösen. Nur ich kann es.

Woher sie dieses Wissen bezog, war sehr einfach. Eileen besaß die entsprechenden Bücher. In ihnen war viel über ein geheimnisvolles Land geschrieben worden. Über ein Land, das ein Paradies sein sollte, das im Grünen lag und in dem ein Mensch wohnte, der so zauberhaft

Flöte spielen konnte.
Eben der rote Ryan.
Aber der, dessen Kopf in ihrem Schoß lag, war nicht der gleiche, den sie aus ihren Büchern kannte. Man hatte ihn verändert. Der Bannstrahl eines anderen Zaubers mußte ihn getroffen haben, denn auch darüber hatte das junge Mädchen gelesen.
Nur sie konnte ihn retten.
Doch es war schlimm. Sie mußte ihr Blut hergeben, um ihn wieder aus dem Bann zu reißen.
Ihr Blut und ihr Leben!
Noch zögerte sie, saß nur da und strich mit ihren Händen über die Gesichtshaut. Sie fuhr auch durch das wirre Haar, das sich manchmal anfühlte, als bestünde es aus trockenem Stroh.
Sie hatten noch nicht miteinander gesprochen, aber sie verstanden sich auch ohne Worte. Bis Eileen es nicht mehr aushielt und eine erste Frage stellte.
»Du hast mich gesucht?«
»Ja!« drang es zögernd aus seinem Mund. »Ich habe dich gesucht, denn du bist das unschuldige Mädchen, das mich aus meinem Zustand erlösen kann. Nur du.«
»Ich wußte auch, daß so etwas passiert. Ich habe es oft genug gelesen. Das Buch fand ich im Wald, wo ich die Elfe gesehen habe. Du hast sie getötet, nicht wahr?«
»Sicher.«
»Weshalb?«
»Weil ich verflucht bin.«
»Und meine Mutter hast du auch verschluckt?«
»Es stimmt. Sie stand mir im Weg. Sie mußte sterben. Solange der Fluch auf mir liegt, wird jeder mein Opfer, den ich bekommen kann. Deshalb wird es Zeit, daß du mir dein Blut gibst und den Fluch damit auslöschst. Aber beeile dich. Ich spüre es, daß die Person unterwegs ist, die mich verflucht hat. Sie will nicht, daß ich so werde wie früher. Sie hat ihre eigenen Pläne.«
Eileen fragte nicht nach, um welche Pläne es sich handelte. Sie tat, was man ihr aufgetragen hatte. Deshalb stand sie auf und drückte den Kopf dabei zur Seite. »Warte noch einen Moment, Ryan. Ich bin gleich wieder bei dir.«
Eileen hatte schon alles vorbereitet. Auf dem Schreibtisch stand die Lampe, deren Schirm die Form einer Comic-Figur hatte. Sie wirkte lustig, und ihr Licht fiel über die Schreibplatte, bis hinein in die Schublade, die von Eileen aufgezogen wurde. Zwischen Bleistiften und grauen Zetteln lag ein Gegenstand, der überhaupt nicht in die Lade hineingehörte.
Ein Messer!

Lang war die Klinge, auch sehr spitz. Zudem beidseitig geschliffen. Ein Küchenmesser, mit dem man auch zähes Fleisch zersäbeln konnte. Ein wahres Mordinstrument.

Sie nahm es in die Hand. Der dunkle Griff war so lang, daß er unten aus ihrer Faust hervorschaute. Sehr langsam drehte sie sich um.

Eileens Gesicht hatte eine bleiche Farbe angenommen. Die Augen waren zu Sicheln verengt. Sie atmete nur durch die Nase, schluckte aber, was an den Bewegungen der dünnen Haut an ihrem Hals zu erkennen war.

Der Körper der Riesenschlange hatte sich auf dem Zimmerboden zusammengeringelt. Nur der Kopf stand noch hoch, und das rote Haar zitterte, als wäre ein leichter Windstoß über die Frisur hinweggefahren.

In den grünen Augen lag kein Bedauern. Der rote Ryanwußte, daß es keine andere Möglichkeit gab, den Fluch wieder wegzunehmen, als durch das Blut des Mädchens.

Eileen Hendricks nahm Platz. »So schreiben es die Gesetze vor, wie ich in dem Buch las!« hauchte sie. »Nur so. Und ich werde diesen alten Gesetzen folgen. Mein Leben für dich. Ich bin die Auserwählte, ich gebe meinen Lebenssaft und…«

Sie sprach nicht mehr weiter, weil eine Bewegung der Schlange sie irritiert hatte.

Dabei hatte der rote Ryan nur den Kopf gedreht, so daß er sie direkt ansehen konnte.

»Nimm das Messer!« flüsterte er.

»Ja.« Sie holte tief Luft. »Und wo soll ich den Schnitt ansetzen?«

»An den Pulsadern!«

Es sah für einen Moment so aus, als wollte sie es sich noch einmal überlegen, denn der Körper des Mädchens versteifte sich. Zudem zuckte die Hand zurück, aber sie gab sich einen innerlichen Ruck und drückte das Messer vor.

Ein Lichtreflex sammelte sich auf der Klinge und wurde als helles Blitzen zurückgeworfen.

Der rote Ryan drehte seinen Kopf zur Seite und öffnete seinen Mund so weit, daß die Blutfontäne direkt hineinspritzen würde.

Eileen drehte das Messer und setzte die Klinge dort an, wo sich unter der dünnen Haut die Ader abzeichnete.

Dann stach sie zu!

***

Er schaute mich an, und ich sah es an seinem Blick, daß er getrunken hatte. Die Augen wirkten irgendwie schwammig. Doch nicht allein der Alkohol trug daran die Schuld. Tief in den Augen sah ich noch etwas anderes. Gefühle negativer Art.

Angst und Furcht…
Wovor?
Ich dachte an meinen Weg bis zu diesem Ziel. Stets war ichdem Licht nachgegangen, hatte dieses erste Haus erreicht und wäre fast vorbeigelaufen, als mir zwei Dinge aufgefallen waren.
Zunächst das zerstörte Fenster und anschließend die Reaktion meines Kreuzes.
Es hatte sich leicht erwärmt.
Für mich immer ein Warnsignal, denn es reagierte nur, wenn sich eine Magie in der Nähe befand. Und zwar schon so dicht, daß mein Kruzifix von ihr gestreift wurde.
Ich hatte das Haus betreten und sofort gewußt, an der richtigen Stelle zu sein.
Natürlich war ich beobachtet worden. Nachbarn mußten das Splittern der Scheibe gehört haben, aber sie trauten sich nicht, das Haus zu betreten. Ich war hineingegangen und hatte mir zunächst die Küche genauer angesehen. Dort sah ich das Durcheinander. Es war irgend etwas geschehen, das nach einem Kampf aussah.
Blut hatte ich nicht entdecken können.
Dafür stand ich jetzt vor dem Mann, der im Sessel hockte und einen Eindruck machte, als wäre ihm alles egal. Vor mir schien er keine Angst zu haben, seine Furcht ging tiefer. Sie lauerte mehr in seinem Innern, und er bewegte plötzlich den Mund.
»Ich bin Pernell Hendricks. Und was ich hinter mir habe, wird mir kaum jemand glauben.«
»Ich vielleicht.«
»Nein, Mister, nein. Das ist der nackte Wahnsinn, glauben Sie mir. Der nackte Wahnsinn.«
»Wollen Sie es nicht erzählen?«
Er grinste schief. »Glauben Sie an Elfen und Riesenschlangen?« fragte er stockend.
»Ich weiß, daß es sie gibt.«
Er lachte mich rauh an. »Dann sind Sie besser als ich. Aber Riesenschlangen mit Menschenköpfen akzeptieren Sie nicht, oder?«
»Es kommt darauf an.«
»Wer sind Sie eigentlich?«
»Ich bin gekommen, um Ihnen zu helfen.«
»Gegen die Schlangen, wie?«
»Auch das.«
»Wollen Sie sich auch fressen lassen?« Er fragte es aggressiv, hob den Kopf und auch das Kinn an.
»Das hatte ich nicht vor.«
»Verdammt«, sagte er. »Sie wird Sie fressen, schlucken, verschlingen, was weiß ich. Sie hat eine Elfe verschlungen, und sie hat meine Frau

verschluckt…«

In den nächsten Minuten berichtete er mir von dem Grauen, das er erlebt hatte.

Ich hörte aufmerksam zu. Auch wenn er eine große Phantasie gehabt hätte, eine solche Geschichte hätte er sich kaum einfallen lassen können. Die mußte er einfach erlebt haben. Und auch ich wußte schließlich über Aibon einiges.

Hendrick begleitete seine Rede mit wilden Handbewegungen, als wollte er irgend etwas greifen, das nicht vorhanden war. Dann machte er plötzlich Schluß und ließ sich in den Sessel zurücksinken.

Lauernd sah er mich an. Seine Zungenspitze fuhr aus dem Mund und bedeckte die Lippen mit Speichel.

»Glauben Sie mir immer noch?«

»Mehr denn je!«

Meine Antwort riß ihn wieder hoch. Er blieb aber steif sitzen.

»Das sagen Sie doch nur so.«

»Nein, nicht. Ich bin extra hergekommen, um mich um diese Sache zu kümmern.«

»Dann sind Sie wohl ein Schlangenjäger, wie?«

»So ähnlich, Mr. Hendricks. Aber ich nehme auch andere Sachen in Angriff.« Auf Einzelheiten ging ich nicht ein. Der Mann sollte von mir nicht noch weiter durcheinandergebracht werden. Als er zur Flasche griff, war ich schneller und nahm sie an mich. Ich stellte sie weg und kümmerte mich auch nicht um seine Proteste. »Sie haben nicht zufällig noch eine Person hier im Haus gesehen?«

»Wen meinen Sie?«

»Eine junge Frau. Poppig gekleidet…«

»Nein, nur meine war hier. Und die hat es erwischt. Aber was soll die andere für eine sein?«

Ich winkte ab. »Lassen wir das zunächst. Wichtig ist nur, daß Sie hier allein sind. Die Schlange wird wohl noch…«

Plötzlich begann er zu lachen. Es war ein fieses, leises und gleichzeitig kehliges Gelächter. »Keine Schlange mehr hier. Sie war im Haus und hat meine Frau verschluckt.«

»Das sagten Sie. Und weiter?«

»Dann ging sie nach oben und veränderte sich. Sie bekam einen Menschenkopf mit roten Haaren. Aber oben ist sie nicht allein, Mister. Wissen Sie eigentlich, wer bei ihr ist?«

»Wie sollte ich?«

»Meine Tochter Eileen. Ja, meine eigene Tochter. Sie hat die Schlange erwartet. Sie hatte keine Furcht vor ihr. Sie freute sich sogar auf sie. Eileen war wie besessen vor Glück. So etwas habe ich bei ihr noch nicht erlebt. Glauben Sie mir. Das ist der nackte Wahnsinn gewesen.«

»Und Ihre Tochter lebt?«

»Als ich sie verließ, ja. Sie wollte nicht, daß ich bei ihr blieb. Für sie gab es nur die Schlange.«

Obwohl es mich drängte, nach oben zu laufen, blieb ich zunächst einmal stehen und wartete gespannt ab. »Okay, die Schlange und Ihre Tochter verstehen sich gut.«

»So ist es.«

»Wie ging es weiter, verdammt?«

»Ich weiß es nicht. Eileen wollte mit der Bestie allein bleiben. Sie sprach davon, die Schlange zu erlösen. Sie könnte es schaffen. Nur sie allein.«

»Und woher wußte sie das?«

Er hob beide Hände zu einer flehenden Geste. »Ich kann es Ihnen nicht sagen, verdammt. Ich kann es Ihnen wirklich nicht sagen. Mein Kontakt zu Eileen beschränkte sich zwangsläufig auf nötigste Informationen. Glauben Sie mir. Ich war beruflich viel unterwegs, kam oft nur am Wochenende nach Hause. Eileen war immer ein sehr stilles Mädchen. Sie vergrub sich in ihren Büchern, glaubte an die Geschichten, die sie las. Es waren Legenden, Märchen, Sagen, die von Ländern und Reichen berichteten, die wir nicht sehen können.«

Er wollte noch weitersprechen, das gefiel mir nicht. Ich hatte genug erfahren, jetzt mußte gehandelt werden.

»Ihre Tochter befindet sich noch im Haus?«

»Ja.« Er deutete in die Höhe. »In der ersten Etage liegt ihr Zimmer. Dort können Sie die Schlange und auch Eileen finden. Vielleicht noch lebend, ich weiß es nicht.«

»Danke.« Ich machte kehrt, verließ den Raum, hörte den Mann noch rufen, kümmerte mich aber nicht darum, denn aus der ersten Etage hörte ich ein schallendes Lachen und dann eine eiskalt klingende Stimme, die mir Schauer über den Rücken jagte.

»Nein, du erlöst ihn nicht, du kleine Hexe!«

Ziana hatte gesprochen!

***

Die Masse der ringelnden, zuckenden und sich bewegenden Schlangen war nicht zu stoppen. Wie eine grüne Woge wälzten sie sich auf Suko und Shao zu, als wollten sie die beiden mit der Last ihrer Körper zerdrücken und überschwemmen.

Es interessierte den Inspektor nicht, ob die vier Männer in Grau bei oder hinter ihnen standen. Für ihn war es wichtig, aus dieser Gefahr herauszukommen.

Zuerst dachte er an Shao.

Bevor sich die Chinesin versah, hatte Suko sie schon gepackt und zur Seite geschleudert. Er wollte sie aus der unmittelbaren Gefahrenzone

haben, um sich der Gefahr stellen zu können.
Es waren ungewöhnliche Tiere. Sie reagierten auch ungewöhnlich, denn sie schnellten vor, öffneten dabei ihre Mäuler und taten so, als wollten sie kräftig beißen.
Mit einem Tritt erwischte der Chinese gleich zwei dieser Viecher.
Er wirbelte sie in den übrigen Schlangenwirrwarr zurück, und eine dritte grüne Schlange zertrat er mit dem rechten Absatz, so daß es unter seinem Fuß ein klatschendes Geräusch gab.
Dann war es aus mit der Herrlichkeit, denn die Männer in Grau griffen ein.
Und sie waren eiskalt. Sie besaßen zudem Waffen, die sie auch rücksichtslos einsetzten.
Suko erging es wie Shao, als man ihn in den Gang hineinbeförderte, damit die anderen freie Bahn hatten.
Sie bauten sich dabei so auf, daß sie mit den Rücken die eine Hangwand berührten. Die Arme hielten sie dabei ausgestreckt. Auf den Handflächen lagen die grünen Steine, die wie übergroße ovale Augen wirkten und plötzlich anfingen zu strahlen.
Von vier verschiedenen Seiten jagten die steinbreiten Lichtspeere in die sich drehende und bewegende Schlangenmasse hinein. Und sie räumten rücksichtslos auf.
Shao und Suko, die einige Schritte entfernt nebeneinander standen, waren nur noch Zuschauer und beobachteten die Vernichtung der Schlangen aus gebührender Entfernung.
Wenn die Strahlen gegen die Körper trafen, entfalteten sie sofort ihre zerstörerische Kraft. Sie brannten sich durch die dünne Haut in die Körper hinein, verdampften nicht allein sie, sondern auch das darunter liegende Schlangenfleisch.
Ein grüngrauer Rauch wölkte in die Höhe, verteilte sich und stank bestialisch.
Die Schlangen vergingen. Sie verbrannten, zerschmolzen, sie lösten sich auf und wurden zu einer qualligen Masse, die von innen her austrocknete, so daß nichts mehr von ihnen zurückblieb als eine graugrüne pulvrige Masse.
Die Männer in Grau standen da wie die Felsen. Zwei von ihnen betraten, mit den leuchtenden Steinen in den Händen, die Garderobe. Dort blieben sie stehen und blickten sich um.
Schlangen waren nicht mehr zu sehen, denn sie winkten ihren zwei anderen Artgenossen zu.
Ohne auf Shao oder Suko zu achten, setzten sich diese in Bewegung und verschwanden ebenfalls in der Garderobe.
Shao schaute ihren Partner an und flüsterte: »Sollen wir nicht auch hineingehen?«
»Das wäre gut.«

Sie fanden die Männer in Grau in einer verlassenen Garderobe.

Keine Spur von Ziana und auch keine von Sinclair, der dieser Frau gefolgt war. Ratlosigkeit zeichnete die Gesichter der Besucher, auch Suko konnte nicht helfen.

»Sie müssen verschwunden sein, als Sie uns aufhielten«, sagte der Inspektor nicht ohne Vorwurf in der Stimme.

»Nein!« Der Mann mit dem Stirnband sprach. Er durchsuchte die ziemlich kleine Garderobe, bis er plötzlich vor dem Spiegel stehenblieb und leise lachte.

War das der Weg?

Shao deutete auf die anderen drei, die sich zu ihrem Partner gesellten, der einige Abschiedsworte sagte: »Wir nehmen den Weg, den sie genommen haben. Der Spiegel ist es. Ziana hat ihn zu einem Dimensionstor umfunktioniert. Ihr bleibt zurück. Wenn wir es schaffen, holen wir auch John Sinclair.«

Suko wollte natürlich Widerspruch einlegen. Das gelang ihm nicht mehr, denn abermals schienen die Steine in den Händen der Aibon-Hüter zu explodieren.

Die Strahlen jagten gegen den Spiegel und bauten in Sekundenschnelle eine grüne magische Brücke auf.

Für einen Moment noch waren die Aibon-Gestalten zu sehen.

Grünes Licht umflorte sie, zeichnete die Gestalten noch einmal nach, bevor dieses Licht wie ein Sog wirkte und die Gestalten in sich und die Spiegelfläche hineinriß. Dort verschwanden sie vor den Augen der staunend dastehenden Zuschauer.

Suko fing sich als erster. Er ballte seine rechte Hand zur Faust.

»Verdammt«, sagte er. »Die haben uns tatsächlich zu Statisten gemacht…«

***

Bis zum Augenblick des Schnitts war Eileens Gesicht unbeweglich gewesen. Als sie die Spitze jedoch in die Haut drückte und das Messer zum Arm hinzog, spürte sie den beißenden und brennenden Schmerz, der ihr gleichzeitig den Atem raubte, als er bis in ihre Schulter hochschoß.

Das Blut wich aus ihrem Gesicht. Eileen schwankte, es war einfach zuviel für ein Kind.

Aber sie dachte an die Aufgabe, die sie zu erfüllen hatte. Aus der Schnittwunde spritzte das Blut in einem Bogen in Ryans Mund.

Er trank es, während das Mädchen auf dem Fleck saß, das Messer fortschleuderte und zusah, wie ihr Leben aus dem Körper rann. Sie hatte nicht sehr tief geschnitten und die Ader auch nicht voll getroffen. Dennoch würde das Blut hervorströmen und ohne ärztliche Hilfe kaum zu stoppen sein.

Sie Szene war furchtbar, aber sie sollte sich noch mehr zuspitzen, denn plötzlich sah Eileen an der Tür eine Bewegung.

Dort stand eine Frau.

Poppig und grün gekleidet, verschiedenfarbig und motivhaft geschminkt, mit einem Gesicht, in dem die Augen wütend funkelten.

»So habe ich mir das gedacht!« zischte sie. »So und nicht anders.«

Sie kam plötzlich vor, und sie verspürte nicht die geringste Furcht, denn sie war es, die den roten Ryan verflucht hatte.

Neben dem Stuhl blieb sie stehen, riß den Arm des Mädchens herum und fauchte die Kleine an: »Kein Blut mehr!«

Doch Eileen dachte anders. Obwohl sie wußte, daß ihr Opfer mit dem Tod enden würde, stemmte sie sich dagegen an. »Nein! Ich will nicht. Sie dürfen das nicht.«

Ziana kannte kein Pardon. Sie riß das Kind vom Stuhl hoch und schleuderte es zur Seite.

Eileen fiel auf den Boden. Sie schlug mit dem Kopf auf, und dieser Schlag schien sie zurück in die Wirklichkeit gebracht zu haben, denn als sie sich aufrichtete, merkte sie erst, was sie sich angetan hatte, und sie begann zu wimmern.

Noch immer sprudelte das Blut aus der Wunde, die Panikwar da, aber auch bei einem Kind existierte bereits der Selbsterhaltungstrieb. Eileen wurde klar, daß sie etwas unternehmen mußte.

Deshalb versuchte sie, das Blut zu stoppen, und preßte ihren Handballen auf die Wunde. Sie spürte Druck und Gegendruck, befürchtete, daß sie es nicht mehr schaffen konnte, und hörte gleichzeitig die Stimme der Frau: »Nein, du erlöst ihn nicht, kleine Hexe!«

Sie hatte sehr laut gesprochen. Die Stimme schallte bis in den Gang hinein. Die Frau stand neben dem mutierten Schlangenwesen, und Eileen sah, daß der Mann Furcht vor ihr hatte. Der Körper war zusammengeringelt, an einigen Stellen zuckte er. Es sah aus, als wollte er aus der Tür kriechen.

Die andere bückte sich. Häßlich war das Lächeln auf ihrem Gesicht. Die Augen blickten starr, der Mund war halb geöffnet.

»Ich bekomme den Dunklen Gral. Ich werde das Geheimnis lüften. Nur ich allein!«

»Das kann ich mir kaum vorstellen!«

***

Ziana fuhr herum.

So schnell, daß selbst ich überrascht wurde und nicht mehr weiter in das Zimmer trat. Sie starrte mich an. In ihren Augen las ich das Versprechen, mich zu töten, und ich hätte mich auch sofort auf einen Kampf eingelassen, wenn mich eine andere Szene nicht noch mehr

geschockt hätte.
Ich sah Eileen.
Sie lag auf dem Boden und hielt sich ihr Handgelenk, wobei sie es nicht schaffte, das Blut zu stoppen, das aus der Ader quoll. Der Druck war einfach zu groß. Der Lebenssaft rann an ihrem Arm herab und tropfte zu Boden, verfolgt von den entsetzten Blicken des angststarren Mädchens.
In diesen Augenblicken bedauerte ich es, nur zwei Hände zu haben. Ich hätte mehr als doppelt so viele haben müssen, um effektiv helfen zu können.
Wer war am wichtigsten?
Das Mädchen!
Auch wenn alles drunter und drüber ging, ich mußte die Kleine einfach aus dem Zimmer schaffen und sie vor dem tödlichen Blutverlust retten. Noch stand mir Ziana im Weg. Sie wollte sich wohl für mich etwas Besonderes ausdenken, als ich schon zuschlug.
Mit der Faust und mit dem Kreuz.
Ich war schnell, mein Arm wurde immer länger. Eine harte, gleichzeitig wischende Bewegung. Ihr Kopf flog zur Seite, die Haut riß zwischen Wange und Kinn auf, etwas Grünes quoll dick wie Rübenkraut hervor, dann wurde sie von der Wucht des Treffers von den Füßen gerissen und krachte auf den Schreibtisch, der zwar für ein Kind stabil genug gebaut worden war, aber nicht für eine Erwachsene.
Er rutschte bis gegen die Wand und brach durch.
Vor Ziana hatte ich in den nächsten Sekunden Ruhe. Auch der rote Ryan kümmerte mich nicht. Eileen war wichtiger, und ich hoffte auch auf ihren Vater, daß er endlich begriff, um was es ging.
Das Kind blickte mich aus seinen großen Augen an. Der Mund war verzogen, ein Beweis für den Schmerz und die Angst, die es empfand. Ich riß Eileen hoch, gab ihr den Rat, auch weiterhin den Handballen auf die Wunde zu pressen, und rannte mit ihr aus dem Raum.
Kaum hatte ich den Gang erreicht, brüllte ich schon nach Hendricks. Meine Stimme hallte wie ein peitschender Donnerschlag, der Tote aus den Gräbern reißen konnte.
Hendricks mußte ihn einfach gehört haben.
Und nicht nur das, er hatte sogar mitgedacht. Ich sah ihn die Stufen der Treppe hochstürmen.
Abrupt blieb er stehen, starrte auf seine Tochter. Ich lief ihm entgegen. »Sie ist schwer verletzt. Nehmen Sie das Kind an sich. Laufen Sie zu Nachbarn! Alarmieren Sie einen Arzt! Beeilen Sie sich! Machen Sie schnell…«
»Ja, ja, ja…« Er nahm das Mädchen an sich. Aus seinem Mund drangen keuchende Laute, dann drehte er sich herum und lief wieder die restlichen Stufen hinab.

Ich zögerte keine Sekunde länger und konzentrierte mich wieder auf meine neue Aufgabe.

Okay, die Frau hatte ich erwischt und auch die Wunde gesehen, die durch die scharfe Kante meines Kreuzes gerissen worden war.

Grünes Blut hatte sich auf der Wange verteilt, aber ich konnte nicht glauben, daß ich Ziana geschafft hatte. Noch einmal würde sie sich von mir nicht überraschen lassen.

Dementsprechend vorsichtig war ich, als ich wieder zurückging.

Trotz des Teppichbodens bewegte ich mich auf Zehenspitzen. Nur keine unnötigen Geräusche verursachen. Die Überraschung mußte einfach auf meiner Seite liegen. Alles andere war unwichtig.

Ich blieb an der Tür stehen. Das Kreuz hielt ich fest. Die Beretta ließ ich noch stecken. Silberkugeln gegen Aibon einzusetzen erschien mir irgendwie lächerlich.

Behutsam drückte ich meinen Oberkörper zur Seite und blickte um die Türecke in den Raum.

Ich hatte richtig kalkuliert. Es war mir nicht gelungen, Ziana zu vernichten. Sie schaffte es, wieder auf die Beine zu kommen. Mit einer Hand stützte sie sich ab und drückte sich so aus den Trümmern des kleinen Schreibtisches hoch.

Ich hatte sie an der rechten Seite erwischt. An der Wange klaffte die Wunde. Ein Stück Haut hing nach unten. Aus dem Spalt rann das dicke grüne Druidenblut.

Sie war also eine Dienerin von Aibon, auch wenn sie eine menschliche Gestalt hatte.

Und der rote Ryan war auch noch vorhanden. Ein Mutant, ein Wesen zwischen Mensch und Schlange. Der Kopf jagte aus dem dicken grünen Körper hervor, das Gesicht war verzerrt, und als Ziana näher kam, sprach sie ihn auch an.

Sie grinste und schüttelte den Kopf. »Deine Zeit ist abgelaufen, Verfluchter. Ich bin jetzt diejenige, die regieren wird. Du kannst nicht mehr nach dem Dunklen Gral suchen. Ichwerde sein Geheimnis erforschen und zertreten, denn Schlangen zertritt man. Dabei hattest du dir gedacht, durch das Blut einer Unschuldigen den Zauber rückgängig machen zu können.« Sie schüttelte den Kopf. »Nein, so leicht ist es nicht. Wenn ich in der Nähe bin, habe ich auch die Kontrolle über dich. Schade, ich hätte dich gern weiter leiden sehen. Du hast den anderen Gesetzen gehorchen müssen. Du hast Menschen getötet, das freut mich sogar, aber jetzt ist Schluß. In wenigen Sekunden habe ich dich zer…«

Da stockte sie.

Auch ich wurde aufmerksam. Gleichzeitig hatten wir die Melodie vernommen, die wir beide kannten.

Der Song des roten Ryan.

Nur diesmal nicht auf einer Flöte gespielt, sondern von einem Glockenspiel.
Ich schob mich ein wenig vor, damit ich einen besseren Blickwinkel hatte.
Jetzt konnte ich schräg in das Zimmer blicken, sah das Fenster und die Bewegung dort.
Es war die Elfe, die ich schon im Wald gesehen hatte, und sie rammte in diesem Moment die Scheibe ein…

***

Sie schwebte in den Raum, wurde von dem Splitterregen begleitet.
Die einzelnen Stücke verteilten sich zwischen den Trümmern des Schreibtisches.
Ich mußte daran denken, daß der rote Ryan eine Elfe verschluckt hatte. Und jetzt tauchte ein weiterer gefallener Engel auf. Vielleicht um sich zu rächen?
Eine Antwort darauf würde ich wohl nicht erhalten, denn es war keine Zeit mehr vorhanden, die entsprechenden Fragen zu stellen.
Der hereinfliegende Engel wandte sich sofort an Ziana. Nun erst sah ich, daß er auch bewaffnet war.
An seiner linken Seite hing ein gläsern wirkendes Schwert herab.
Es war unwahrscheinlich, als die Elfe es zog. Ich sah es blitzen und glänzen.
Die beiden weiblichen Wesen starrten sich an.
Für mich hatte niemand einen Blick übrig. Vielleicht hatte mich Ziana auch schon abgeschrieben, doch den Zahn wollte ich ihr ziehen. Ich schlich in das Zimmer hinein. Auf Zehenspitzen ging ich, und mein Blick war hart und fordernd.
Bestimmt nahmen sie mich wahr, nur kümmerten sie sich nicht um mich. Sie trugen es untereinander aus.
Ich hörte die Elfe sprechen. Es war mehr ein Wispern, das geheimnisvoll durch den Raum schwebte. »Die Kräfte des Druiden-Paradieses werden es nicht zulassen, daß die andere Seite siegt und die großen Geheimnisse des Lebens und der Urzeit erfährt. Deshalb hat man mich geschickt, um den roten Ryan zu retten und dich zu vernichten.«
Da lachte Ziana. »Du willst mich vernichten? Du sprichst von einer guten Seite? Du bist doch selbst nicht besser. Was ist schon eine Elfe? Nicht mehr als ein gefallener Engel.«
»Der auch noch kämpfen kann!« hörte ich wieder die zischende Stimme, bevor die Elfe zuschlug.
Sie war sehr schnell, vielleicht sogar zu schnell, aber Ziana bewies, daß sie keine Furcht hatte. Sie ging in den Schlag hinein, ließ es zu, daß ihr ein Ohr abgeschlagen wurde. Es fiel zu Boden, gefolgt von

einem Schwall grünen Blutes, das sich auf dem Teppich verteilte. Zu einem zweiten Hieb kam die Elfe nicht mehr, denn Ziana umfaßte sie und bewies, welche Kräfte in ihr steckten.

Mit beiden Händen hatte sie einen Flügel gepackt. Sie drückte und riß gleichzeitig. Ich vernahm ein Geräusch, als würde Glas brechen, und gleich darauf gelang es ihr, auch den zweiten Flügel zu zerreißen.

Die Elfe war verletzt. Sie wollte zwar ihren Arm heben, aber es wirkte direkt lächerlich, da ihr Ziana zeigte, wie kalt und abgebrüht man kämpfen mußte. Ohne sie loszulassen, fuhr sie mit ihr herum und geriet durch diese Drehbewegung in die Nähe des Schranks.

Sehr günstig für sie, denn dortlöste sie den Griff, hielt aber den rechten Arm weiterhin fest und drosch ihn gegen die Schrankecke.

Wieder vernahm ich das satte Klirren. Ziana hatte es tatsächlich geschafft, den Arm der Elfe vom Körper abzuschlagen. Er lag neben ihnen, und die Sängerin bückte sich am schnellsten.

Blitzschnell nahm sie den Arm an sich. Die Hand hielt noch immer das Schwert fest.

»Jetzt töte ich dich mit deiner eigenen Waffe!« sagte sie.

Bisher war ich nur Zuschauer gewesen. Mir tat die Elfe leid, helfen konnte ich ihr wahrscheinlich nicht mehr, aber ich wollte Ziana haben. Sie durfte nicht als Siegerin das Haus verlassen.

Deshalb zog ich mein Kreuz.

Obwohl es einer völlig anderen Welt entstammte, gab es über den verstorbenen Hector de Valois Verbindungen zu Aibon, und darauf vertraute ich fest.

Bis ich das Leuchten sah.

Ich hatte meinen Talisman noch nicht aktiviert. Trotzdem strahlte er intensiv in einem leuchtenden Grün. Und daran trug nicht allein die Anwesenheit der Sängerin die Schuld, denn der Grund war ein ganz anderer.

Vier Gestalten, die wie Schatten an mir vorbeihuschten, sich vor mir aufbauten und mir den Rücken zuwandten.

Die »Top Fantastics« waren erschienen.

Aber nicht nur sie.

Ich erkannte in ihnen auch noch etwas anderes, mir sehr Bekanntes. Die Männer in Grau, Aibons Wächter…

***

Ziana war nicht dazu gekommen, zuzuschlagen. Sie hatte die Gefahr gespürt. Der schon erhobene Arm sank nicht nach unten.

Statt dessen drehte sie sich herum, sah die vier, und plötzlich zeichnete maßloses Erschrecken ihr Gesicht. Anscheinend wußte sie, daß diese Gestalten nicht erschienen waren, um mit ihr zu singen oder zu musizieren.

Jetzt wurde abgerechnet!
Jeder von ihnen hatte seinen rechten Arm leicht vorgestreckt. Obwohl sie mir ihre Rücken zudrehten, wußte ich genau, was sie in den Händen hielten. Es waren die gefährlichen Steine, die ein so intensives Licht ausstrahlen konnten, daß es dagegen kaum eine Rettung gab. Und sie würden damit auch Ziana vernichten können.
»Was… was wollt ihr?« fragte sie.
»Hast du nicht gewußt, daß wir deine Aufpasser sind?«
»Ja, ja…«
»Wir haben den Auftrag, alles wieder ins Lot zu bringen. Wir sollten dich beobachten. Das taten wir, und wir werden dafür sorgen, daß die dunklen Kräfte des Landes Aibon nicht in diese Welt hineindringen und vieles zerstören. Zuvor zerstören wir dich.«
Sie konnte es nicht fassen. Hektisch bewegte sie ihren Kopf und starrte die Männer in Grau der Reihe nach an. »Das kann doch nicht sein«, flüsterte sie. »Wir haben immer auf einer Seite gestanden. Wir sind vom gleichen Blut. Aibon-Blut, versteht ihr? Nur Aibon…«
»Nur Aibon«, erwiderten sie gleichzeitig und holten die Energien aus ihren Steinwaffen.
Ich schaute zu, sah das blendende Licht, schloß die Augen und sah die Gestalt von Ziana trotzdem noch als nachflirrenden Schatten. Sie hatte die Arme hochgerissen, stand im Zentrum einer magischen Lichtmacht und hatte ihr trotz aller Anstrengungen nichts entgegenzusetzen.
Sie verbrannte.
Was in Aibon erschaffen worden war, wurde auf der Erde zerstört, atomisiert, vernichtet.
Nichts blieb von ihr zurück.
Das konnte ich sehen, als ich die Augen öffnete und die Stelle leer war, an der Ziana gestanden hatte. Ihre Rache hatte nicht geklappt.
Auch die Elfe lebte nicht mehr, dafür hatte jedoch ein anderer seine alte Gestalt zurückerhalten.
Der rote Ryan!
Ein Fluch war gelöscht worden, und er hatte ihn überstanden. Er sah mich an, nickte mir zu und ging zu den Männern in Grau, zwischen die er sich stellte.
Ich sagte nichts. Hätte ich versuchen sollen, ihn als Mörder festzunehmen? Nein, da war er ein anderer gewesen. Auf dieser Welt hätte er sich sowieso nicht wohl gefühlt.
Seine Heimat war Aibon.
Als letzten Gruß hob der rote Ryan die Hand. Noch in der Bewegung flammten die Steine in den Händen der Grauen wieder auf, bildeten ein magisches Zentrum und holten alle fünf zurück in ihre Helmat.
Die »Top Fantastics« hatten aufgehört zu existieren. Sie würden in

keiner Hitparade mehr auftauchen.
Ich aber dachte daran, daß ich einen solchen Stein gern besessen hätte. Dann wäre auch für mich der Weg nach Aibon frei gewesen, und ich wäre dem Rätsel des Dunklen Grals ein Stück näher gekommen…

***

Ich ging durch ein leeres Haus und sah schon im Erdgeschoß durch die Fenster den draußen vor dem Haus zuckenden Widerschein des Blaulichts auf dem Dach eines Krankenwagens. Zum Glück hatte Hendricks richtig reagiert.
Aber war seine Tochter auch gerettet?
Ich betrat das Nachbarhaus. Ein Arzt kniete neben dem auf einer Trage liegenden Mädchen. Andere Menschen standen um die beiden herum. Im Hintergrund warteten zwei Sanitäter mit angespannten Gesichtern.
Ich wandte mich an Hendricks. Er war so fertig, daß er kaum reagierte, als ich ihn ansprach.
»Ja«, sagte er schließlich, »der Arzt hat Hoffnung, denn wir konnten die Blutung stoppen.«
»Danke.«
Ich suchte ein Telefon und fand es in einem leeren Zimmer. Der Fernseher lief noch. Es wurde eine Show gezeigt. Ich riefbeim Yard an, da ich die Nummer der Disco nicht auswendig kannte, in der sich Suko und Shao aufhielten.
Die Kollegen sollten den beiden Bescheid geben.
»Und was sollen wir ihnen sagen?« wurde ich gefragt.
»Erzählen Sie ihnen, daß alles in Ordnung ist«, erwiderte ich.
»Oder sagen Sie: fast alles.«
Dann legte ich auf und ging…

ENDE